Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 17 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 24. April 1908

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbeck.

II.

Um nun, Kaiserliche Hoheit, zunächst einmal ein Terrain für das Spiel des Gedankens abzustecken, um eine Operationsbasis zu schaffen, von der wir Aufklärungsritte unternehmen können, will ich die Stimmung kennzeichnen, die unsere innere und äußere Politik in mir und vielen anderen erzeugt hat, Ich sage vorsichtig: „in mir und vielen anderen“ und vermeide die Phrasen: „im Volke“, „in weiteren Kreisen“, „in den Schichten der Gebildeten, der politisch Denkenden“ und ähnliche Wendungen, die deshalb nichts bedeuten, weil ja ein jeder, sei er auch noch so „répandu“, noch so sehr Gesellschaftshuber und Allerweltsfreund, doch nur ein paar hundert, allerhöchstens ein paar tausend Menschen kennt, mit der Minderzahl von ihnen über Politik spricht, und nur mit der Minderzahl dieser Minderzahl wirklich aufrichtig und ungezwungen Rede und Gegenrede wechselt. Aber ich habe in den letzten zwanzig Jahren in den verschiedensten Lebenssphären verkehrt, vom mediatisierten Fürsten bis „hinab“ zum Journalisten, und habe niemanden gefunden, der nicht „geschimpft“ hätte. Eines einzigen kleinbürgerlichen Parvenus entsinne ich mich unter den vielen „schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt“, der immer den Segen von oben mit dankesfeuchtem Blick zu rühmen wußte, aber der war auch ein besonders minderwertiges Exemplar der Gattung homo insipiens. Sonst schimpften alle. Ich wähle geflissentlich dieses vulgäre Wort, weil es leider die Manier, wie der Deutsche die ihm verfassungsmäßig verbürgte Freiheit in Wort und Schrift benutzt, treffend charakterisiert. Seine Kritik ist nicht der Zorn der freien Rede, nicht besorgte Liebe, nicht heißer Haß, nicht wilde Empörung, sie ist fast immer das giftige Schimpfen des Lakaien, den ein Fußtritt getroffen hat. Im nächsten Augenblick wird er sich mit demütigem Grimassieren unter dem zweiten Fußtritt des gnädigen Herrn krümmen. Ich kann Ihnen aber hier eine Beobachtung mitteilen, die für Sie gewiß nicht wertlos ist: die nämlich, daß in den höchsten Ständen am meisten, am gehässigsten geschimpft wird. Je näher dem Throne, desto intensiver, desto bitterer die Kritik. Die Bourgeoisie ist weit loyaler: sie hat viel zu tun, muß Geld machen und kennt die „dessous“ der einzelnen Aktionen nicht, mit denen

wir von Zeit zu Zeit geblufft werden. Die nächste soziale Lagerung bildet eine Schicht, die entweder stumpfsinnig oder radikal-demokratisch ist, und dann steigen wir auf die unterste, breiteste Stufe der gesellschaftlichen Skala hinab. Hier wimmeln die Millionen von Arbeitern, die — genau wie in Frankreich — fest davon überzeugt sind, daß die ganze bürgerliche Politik nur eine question des gros sous, daß die kapitalistische Gesellschaft bis ins Mark durchseucht ist, und daß jeder seinen Preis hat. Wenn ich einem dieser pessimistischen Idealisten sagte: „Der Kronprinz befand sich gerade in finanzieller Klemme, er hatte zu viel für den edlen Rennsport angelegt, und da hat ihm der Herausgeber der „Zukunft" eine Million in die Hand gedrückt, damit er die Intrigue gegen den Fürsten Eulenburg unterstützte, diese Million aber hat Harden vom Fürsten Bülow bekommen, der den Liebenberger unschädlich machen wollte", so würde er verständnisvoll nicken und nicht den leisesten Zweifel in meine Angaben setzen. Doch Scherz bei Seite! Ich bin bereit, unter dem Eide zu bekunden, daß ich seit langen Jahren zu Haus und auf Reisen, in der Stadt und auf dem Lande, „vom Fels zum Meer", wie man in der guten alten Zeit sagte, nicht eine Menschenseele angetroffen habe, die nicht bitter, verächtlich, gehässig, grimmig, entrüstet oder mit resignierter Verzweiflung von dem neuen Kurs gesprochen hätte. Unter vier Augen natürlich; in den Zeitungen liest man's anders. Vor kurzem begegnete ich in der Leipzigerstraße einem höheren Beamten, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte. Er blieb mit der ruhigen Autorität eines preußischen Würdenträgers, dem alle Dinge zum Besten dienen müssen, mitten im Menschenstrom stehen, hielt mich am Rockknopf fest und begann zu schimpfen. Ich sagte ihm endlich: „Sie wissen wohl nicht, daß ich immer eine Bombe bei mir trage; ich finde es gefährlich für Sie, hier, dicht an der Wilhelmstraße, mit mir zu sprechen". Er lächelte etwas beklommen und empfahl sich dann mit der Bitte: „Wenn Sie darüber schreiben . . . ohne meinen Namen . . . " Die Wertheimwoge verschlang sein verschämtes oder unverschämtes Gemurmel.

Ich meine, die Tatsache, daß in den politisch interessierten Kreisen der Nation auch mit der Diogeneslaterne niemand zu finden ist, der das herrschende Régime im vertraulichen Gespräch verteidigt, die sollte einem Monarchisten — und Sie sind ja von Hause aus Monarchist — doch zu denken geben. Wenn Sie aber glauben, dieses Résumé sei böswillige Entstellung und ich trüge den Teufelsscherben im Auge, so lesen Sie, bitte, im Zwischenakt des „Walzertraums" das Büchlein „Vor der Flut", das der Reichsgerichtsrat Mittelstädt vor zehn Jahren veröffentlicht hat. Er war ein streng konservativer Mann, einer von denen aus der alten Schule, der die staatliche Zucht und die „Obedienz" des Untertanen alles galt . . . und welche Anklagen hat er gegen den wilhelminischen Kurs geschleudert!

Die Regierungszeit Wilhelms II. zerfällt in drei Perioden. Die erste Periode ist die des Anlaufs, die zweite die der Umkehr, die dritte die des Stillstandes. Erst Sturm und Drang, dann Meeresstille und glückliche Spazierfahrt. In der ersten Periode wurde die Schule reformiert, die Sozialpolitik auf den Schwung gebracht, die Wirtschaftspolitik umgestülpt, die Polenpolitik revidiert. Alle diese Maßnahmen entkeimten der Ueberzeugung, daß alles, was der alte Morphinist und Alkoholist im Sachsenwalde getan und angeraten hatte, eo ipso falsch sein müsse. Dann, als der Frondeur zur Unschädlichkeit ergreifte und starb und als die erhofften Erfolge sich nicht von heut auf morgen

einstellten, versuchten die Manager des allerhöchsten Herrn es wieder einmal mit den alten Rezepten. Es wurde sub auspiciis imperatoris eine Umsturzvorlage, ein Zuchthausgesetz ausgearbeitet, die Wirtschaftspolitik wurde wieder im agrarischen Sinne restauriert, die Polen wurden ganz kolossal angehaucht. Waren die ursprünglichen Reformen rettende Taten gewesen, so waren es die Reformen der Reformen nicht minder. Kein Mensch wußte mehr, wohin der Kurs am nächsten Morgen gehen würde, aber wir waren alle davon überzeugt, daß „Volldampf voraus!" die Losung bleiben werde. In dieser Voraussetzung haben wir uns sehr getäuscht. Wir traten nämlich in die Periode der Resignation ein, die Graf Taaffe die des „Fortwurstelns" nannte. Von Reformen, von irgend welchen weitschauenden Plänen ist nicht mehr die Rede, und Fürst Bülow, der selbst im Siedekessel des Höllenfürsten ein tröstliches Zitat finden würde, hat auch diesmal nicht versagt. „Was ist deine Pflicht?" fragte er mit sorgenvoll gefurchter Stirn und erwiderte, sich rasch erheiternd und mit lehrhaft erhobenem Zeigefinger: „Die Forderung des Tages." Wie es gewisse Aerzte gibt, die ganz glücklich sind, wenn sie die Krankheit mit einem terminus technicus etikettiert haben, so ist auch Fürst Bülow seelenvergnügt, wenn er das Zitat gefunden hat, das eine prekäre Situation mit der Magie des Dichterwortes verklärt. Die Aerzte sind empört, wenn der Patient trotz ihren Bemühungen stirbt, und Fürst Bülow, der viel zu sehr Philosoph ist, um sich zu entrüsten, zuckt die Achseln, wenn der Staatskarren nicht von der Stelle will. Es geschieht nichts mehr und das ist vielleicht ein Glück. Denn das, was im Reichshause an gesetzgeberischen Umbauten unternommen wird, ist immer sehr bald reparaturbedürftig. Wenn ein Gesetz ein Weilchen in Geltung ist, so stellt sich schon heraus, daß es einer Novelle bedarf und dann wieder einer und noch einer Novelle. Das ficht aber den Novellisten im Kanzlerpalais nicht weiter an. Er schlägt den geliebten Uhland auf und liest: „Des Knaben Kleid war wunderbar vielfarb zusammgeflickt" oder er besinnt sich schmunzelnd auf Faustens morosen Begleiter, der da sagte: „Denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zu Grunde geht; drum besser wär's, daß nichts entstünde." Probatum est.

Nun wäre es natürlich falsch, wenn ich Ihnen die innere Lage so darstellen wollte, als lebten wir im Schlaraffenlande. Die gesetzgeberische Maschine arbeitet unentwegt und erzeugt den Paragraphenhäcksel, auf den die administrative und parlamentarische Bureaukratie so stolz ist, aber das ist doch im Grunde nur geschäftiger Müßiggang. Die Glocke hat einen Riß, sie klappert, aber sie klingt nicht, und die eigentlichen, die tiefsten Bedürfnisse der Nation bleiben in diesem mechanischen Treiben unbefriedigt. Wir brauchen auf dem Gebiete der Verfassung, der Armee, der Finanz, der Schule, der Rechtspflege durchgreifende Neuordnungen. Im weiteren Verlaufe dieser Briefserie werde ich die Ehre haben, Ihnen auf jedem dieser Gebiete in Kürze darzulegen, was die ersten Kenner und Fachmänner raten. Schon hier aber kann gesagt werden, daß die vornehmste, die dringendste Forderung des Tages lautet: Gebt uns Persönlichkeiten!

Wie liegen denn heut die Dinge bei uns? Ich bitte Sie, sich erst einmal in der Phantasie vergegenwärtigen zu wollen, was ein solches Ressort wie etwa das des preußischen Handelsministers bedeutet. Es bedürfte in höherem Grade, als ich sie besitze, der rhetorischen Gabe der amplificatio, um Ihnen durch Aufzählung und Akkumulierung eine Vorstellung davon zu geben, wie auf allen diesen Gebieten „die Fäden hinüber, herüber schießen, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt", welche imposante Summe von Interessen von jeder

prinzipiellen Entscheidung abhängt, wie durch sie die materielle Wohlfahrt und damit auch der sittliche Standard von Millionen beeinflußt wird. Wohl und Wehe, bisweilen Sein und Nichtsein unzähliger Einzelner hängt davon ab, was für Männer an der Spitze dieser Riesenressorts stehen. Nicht, daß ihre unmittelbare Macht eine so gewaltige wäre. Sie sind ja an die Tradition des Beamtentums gebunden, sind auch nur Teile des ungeheuren, nun schon automatisch funktionierenden Apparates, müssen unter einander, zwischen Preußen und dem Reich und mit den parlamentarischen Strebungen viele Kompromisse schließen, und doch ist es von kaum zu überschätzender Bedeutung, wie der Chef eines Verwaltungsgebietes innerlich beschaffen ist, denn er kann seinen Wirkungskreis durchgeistigen, — wenn er dies je ne sais quoi besitzt — „und der Geist, der im ganzen Korps tut leben, reißt gewaltig wie Windesweben auch den untersten Reiter mit." Also: es ist unendlich wichtig, wer die Schule oder den Handel oder die Finanzen verwaltet.

Eine triviale Wahrheit. Ich würde mich schämen, sie niederzuschreiben, wenn es sich hier darum handelte, Geist zu funkeln. Aber diese triviale Wahrheit wird leider schnöde mißachtet. Unsere Minister — lassen Sie sie einmal vor Ihrem geistigen Auge Revue passieren! — sind keine Persönlichkeiten. Fragen Sie einmal den Kanzler vertraulich, was er von Herrn von Studt gehalten hat. Er wird Ihnen, wenn Sie an seine Wahrheitsliebe appellieren, erwidern, Herr von Studt sei ja persönlich sehr sympathisch, aber auch merkwürdig ungeschickt und nicht gerade ein Geistesriese gewesen, indessen sei die Ministerernennung und Ministerentlassung ein Vorrecht der Krone, dem auch der „große Kanzler" sich stets gebeugt habe usw. Unsere Minister sind mehr oder minder tüchtige Beamte, die außerhalb des engsten Kreises der Kollegen völlig unbekannt sind, sie haben sich redlich hinauf gedient und hinauf gedienert und mehr oder minder gründliche Fachkenntnisse erworben. Der Gedanke, dem allerhöchsten Herrn mit selbständigen Ansichten, Plänen und Zielen, selbständiger Kritik und, wenn es sein muß, auch in pflichtmäßiger Opposition entgegenzutreten, dünkt sie sakrilegisch. Bosse, ein braver, tüchtiger und „wohlintentionierter" Mann, verzeichnete als hoher Beamter in seinem Tagebuch die beseligende Tatsache, daß der Minister ihm eine Zigarre verehrt habe; Onkel Chlodwig, der malitiöse Zwergenbischof, notierte in sein Verbrecheralbum, daß Seine Majestät ihm zugetrunken und er sich vor Ehrfurcht den Frack befleckert habe. Brefeld schlotterte vor der Abschiedsaudienz und klammerte sich, wie ein Ertrinkender an die Schiffsplanke, an die Hoffnung fest, daß Seine Majestät sie nicht bewilligen werde. Miquel ging, wie einige hintertreppenhaft gestimmte Blätter schrieben, „aus dieser Abschiedsaudienz als ein gebrochener Mann hervor". So ist die Psyche starker, schöpferisch begabter Männer nicht geartet; diese Leute sind allerdings nur Handlanger, bestimmt, den erhabenen Willen ihres Herrn auszuführen. Wenn aber stets auf die Impulse des Herrschers gewartet wird, dann erschüttern schwere Störungen den Staatsorganismus oder es stellt sich gar Arterienverkalkung ein, denn bisweilen sind diese Impulse unheilvoll und bisweilen bleiben sie ganz aus. Es ist aber bei uns eine zum System erhobene Gepflogenheit, zu Ministern Männer zu wählen, die keine sind, die es wenigstens nicht im vollen Sinne dieses inhaltschweren Wortes sind. Wenn man die Verwaltungsjahre des Durchschnittsministers überblickt, so fragt man sich vergebens, wo und wie er denn eigentlich seine Zeugungsfähigkeit, seine Schaffenskraft bekundet habe. Heute sagt sich der ministrable Regierungsbeamte, daß es vor allem gilt, ein unbeschriebenes Blatt und literarisch unbescholten

zu bleiben. Wer sich den höheren Rangklassen nähert, hat nur den einen Gedanken, ja nicht durch hypertrophisch entwickelte Individualität aufzufallen und vor allem nicht in der Presse genannt zu werden. Selbst Veröffentlichungen in Fachblättern schaden mehr als sie nützen. Dahingegen kann der Beamte bei guter Konduite, vorwurfsfreier Kirchlichkeit, erwiesenem Gesinnungsernst, geordneten Verhältnissen, angemessenen Familienverbindungen, Zugehörigkeit zu einem feudalen Korps und einem einflußreichen Stammtisch wohl darauf hoffen, das höchste Ziel zu erreichen. Freilich meist in einem Alter, in dem er, wie Herr Biehlolawek so treuherzig sagt, bereits ein Tepp und ein Trottel ist. Schadet nichts; seine Lebenskraft wird vermutlich noch hinreichen, um seinen Namen zu zeichnen und das „Material aufzuarbeiten". Wie sagt doch der beamtete Lyriker Storm?

„Da hab' ich den ganzen Tag dekretiert;
Und es hätte mich fast wie so manchen verführt:
Ich fühlte das dumme kleine Vergnügen,
Was abzumachen, was fertig zu kriegen."

Dieses dumme kleine Vergnügen nennen die Deutschen, die es lieben, sich in selbstgefälligen Illusionen zu wiegen: das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. Unsere Minister haben dies Bewußtsein alle. Fürst Bülow reibt mit Vorliebe den Volksboten unter die Nase, welche kaum erträgliche Bürde auf seinen Atlasschultern laste, und Studt wurde ganz sentimental, wenn er von seiner eigenen Arbeitsleistung sprach. Er fing seinen Schweiß in Kübeln auf und präsentierte sie dem hohen Hause. Uns aber wären Minister lieber, die weniger arbeiteten und mehr leisteten. Wieviel sie schwitzen, ist uns gleichgültig. Sie sollen andere für sich arbeiten lassen, sie sollen sich nicht als Kärrner, sondern als Könige fühlen, sie sollen Ideen haben und Direktiven geben. Wir wollen Männer, die ein eigenes Programm aufstellen, eigene Ziele zeigen, eigene Bahnen weisen. Wir wollen keine Kommißstiefel, die — perinde ac cadaver — in dem aufgedonnerten Troupiergehorsam, den der unselige Caprivi in die Mode brachte, deklamieren: „Ich trete an die Stelle, auf die mich mein König stellt." Sondern wir verlangen, daß der Erwählte dem König sagt: „Majestät, dieses Ressort kenne ich nicht und ich würde Jahre brauchen, um mich in die Materie einzuarbeiten. Diese Jahre bedeuten eine schwere Schädigung des Staates und daher muß ich verzichten." Oder, wenn er annimmt: „Majestät, dies sind die Pläne, die ich für mein Ressort habe; nach diesen Grundsätzen will ich es leiten, dies ist mein Ziel, dies sind meine Wege."

Nun könnte man ja einwenden, der Beamte kenne sein Fach und sei deshalb dem genialsten Outsider vorzuziehen. Ueber diesen Einwand ließe sich immerhin diskutieren; bei uns aber wird der Beamte nicht als Fachmann, sondern als Beamter schlechthin auf seinen hohen Posten berufen. Er kann Kultusminister werden, auch wenn er sich bisher vorzugsweise für Kanalbauten interessiert hat. Er kann die Postverwaltung übernehmen, wenn er eine Autorität in Schweinezucht ist. Er kann mit einer Finanzreform betraut werden, auch wenn er nicht weiß, wie ein Wechsel aussieht. Das ist alles unter Kameraden ganz egal, also ist der einzige Einwand, der gegen die Berufung von Unzünftigen mit einem Schein des Rechtes erhoben werden könnte, hinfällig.

Solche Unzünftigen werden aber nicht berufen. Die Beispiele Miquel und Dernburg beweisen nichts. Miquel wurde nicht in seiner Eigenschaft als Verwaltungsgenie aus der kommunalen Niederung in den ministeriellen Olymp entrückt, sondern weil er sich auf

Schmeichelbäckerei wie kein Zweiter verstand und seine emperor-worship durch heftige Angriffe gegen Bismarck betätigt hatte. Es war das die Zeit, in der sich die ganze sachliche und persönliche Politik am Verhältnis zu Bismarck orientierte. Dernburg verdankt seine Berufung dem embarras, der jetzt immer entsteht, wenn ein schwieriger Posten besetzt werden soll. Man denke nur, welche Razzia auf Kandidaten veranstaltet wurde, als der doch schon seit Langem schwanke und dürre Stengel zerbrach.

Es kann auf dem Gebiet der inneren Politik nicht besser werden, wenn Fürst Bülow sich wie bisher nur mit Leuten umgibt, die sich von Cassius dadurch frappant unterscheiden, daß sie nicht zuviel denken und deshalb ungefährlich sind. Schließlich sind doch die Minister und Staatssekretäre nicht nur zur Folie da. Es ist ja sehr reizvoll, wenn von dem grauen Hintergrunde intellektueller Monotonie sich des Kanzlers buntfarbiger Serpentintanz abhebt, aber unsere innere Politik bleibt der bengalisch beleuchtete Sumpf, den wir seit Jahren schillern sehen.

Nun fragen Sie vielleicht ungeduldig: Was wollt ihr Nörgler denn nun eigentlich? Wir wollen, daß an die leitenden Stellen Männer berufen werden, die der Nation durch irgend eine großzügige, weithin sichtbare Leistung bekannt sind. Wir wollen, daß sie uns über ihre Ziele und ihre Mittel Rechenschaft geben. Wir wollen, daß der Berufene die selbstverständliche Gentlemanpflicht erfüllt, ein Amt, dem er sich nicht gewachsen fühlt, auch nicht zu übernehmen. Wir wollen, daß er geht, wenn er einsieht, seine Arbeit sei vergeblich, und daß er nicht wartet, bis er durch Lukanus aufs Pflaster geworfen wird. Deutschland ist reich genug an Intelligenz und Initiative, um alle Posten Preußens und des Reiches mit wirklich hervorragenden Kapazitäten besetzen zu können. Selbstverständlich soll nicht etwa der Beamte, nur weil er Beamter ist, von den höchsten Staatsstellungen ausgeschlossen werden; auch soll nicht ein neuer Mystizismus herangezüchtet werden, als sei nur der Kaufmann, nur der Finanzmann zum Regieren befähigt. Es soll eben nicht der Beruf, sondern die Persönlichkeit entscheiden.

Auf allen Gebieten geht es vorwärts. Das deutsche Volk darf in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Industrie und Technik erhobenen Hauptes neben jede andere Nation treten, und wie kontrastiert mit dem Tempo dieses zielbewußten, unaufhaltsamen Fortschrittes der Zickzackkurs und der Quietismus der Regierung! Alle, die arbeiten, haben das Gefühl, daß der staatliche Apparat allzu oft als Hemmschuh wirkt, daß die Tätigkeit des Tschin mit dem Viertel an Kraft, Zeit und Geld geleistet werden könnte, daß unsere innere Politik, wenn sie auch in Bezug auf Gesetze und Verordnungen kaninchenhafte Fruchtbarkeit bekundet, doch im höheren Sinne eine Politik der Eunuchen ist.

Das ist, wie ich glaube, die Stimmung derjenigen Volksschichten, die ich nach russischem Muster die „Intelligenz" nennen will. Wenn Sie Ihrem politischen Mentor, dem Geheimen Oberregierungsrat und Vortragenden Rat im Ministerium des Innern, Freiherrn von Falkenhayn, diesen Brief zur Begutachtung überweisen, so wird er Ihnen, um mich zu zerschmettern, segensreiche Maßnahmen zu Dutzenden aufzählen. Er wird bei dem Reichsvereinsgesetz und dem Börsengesetz beginnen, er wird die „hochherzige Initiative des Monarchen" in bezug auf die Majestätsbeleidigungen rühmen, und dann wird er die Gesetzentwürfe über den Versicherungsvertrag, die Sicherung der Bauforderungen, die Erleichterung des Wechselprotestes, die Novelle zum Unterstützungs-

wohnsitz, das Vogelschutzgesetz, die Novelle über die Handlungsgehilfen und das Viehseuchengesetz, das Telefunkengesetz, das Scheckgesetz, den Gesetzentwurf über die Haftpflicht des Tierhalters und alle die andere Klein- und Feinarbeit wie einen Rosenkranz abbeten. Die Enteignungsvorlage wird er besonders zu würdigen bitten, denn er gehört zu denen, die an die allumfassende Wirksamkeit mechanischer Machtmittel glauben, jeden gordischen Knoten nach dem allzu simplen Rezept des großen Mazedoniers durchhauen und z. B. anläßlich des Wreschener Schulstreiks von der ausgiebigen Anwendung des Rohrstocks Wunder erwarteten. In diesem Herrn hat man Ihnen, um doch ganz im Stil der üblichen Thronfolger-Erziehung und -Vorbildung zu bleiben, einen Berater gegeben, der leider nicht imstande ist, Ihnen ein Panorama zu zeigen, sondern Sie nur durch ein Guckloch starren läßt. Autoritär bis auf die Knochen, kann er Ihnen natürlich auch nur die Staatsauffassung vermitteln, die die Konservativen, weil ihre theoriebildende Kraft stets sehr gering war, von dem Juden Stahl bezogen haben. Seine einseitige Information ist selbstverständlich nicht doloser Natur, sondern sie erklärt sich aus dem volkstümlichen Wort: Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Wenn Ihr Mentor selbst kein Verständnis für das Ringen der Zeit besitzt, so kann er's auch nicht auf Sie übertragen. Wo nichts ist, hat der Kronprinz sein Recht verloren. Dies soll keine Denunziation des Herrn von Falkenhayn sein, von dem Sie gewiß sehr viel lernen können. Ich erlaube mir nur den Rat, seine Instruktion durch vorurteilslose Beobachtung und Lektüre zu ergänzen. Denn ich fürchte, daß Sie sich sonst in den Gedankenkreis gewisser konservativer Schichten einleben, denen der Liberalismus, sei er auch noch so blaßrosa, immer nur als die „Vorfrucht" der Sozialdemokratie erscheint und denen die Sozialdemokraten kurzweg als „Elende" gelten. Es ist für einen Herrscher von der größten Bedeutung, daß er sich daran gewöhnt, Parteien ohne Entrüstung und gleichsam mit wissenschaftlicher Indifferenz zu sehen. Sonderbar, daß es Fürst Bülow in der Aera der Versöhnung nicht für notwendig gehalten hat, bei der Wahl Ihres Instruktors seinen Einfluß im Sinne der mittleren Linie geltend zu machen. Heute liegt die Befürchtung nur allzu nahe, daß Sie sich durch Ihren politischen Cicerone zu der irrigen Auffassung verleiten lassen, ein moderner Staat könne mit der eisernen Hand des aufgeklärten Despoten regiert werden. Mit dem aufgeklärten Despotismus ist es wie mit dem Schinken in Burgunder: der Despotismus findet sich schon, aber mit der Aufklärung hapert's meist.

Herr von Falkenhayn also wird Ihnen an der Hand exakter Daten beweisen, daß diese Darstellung das Zerrbild eines Destruktiven ist. Die bürgerlichen Leser meiner Briefe aber werden vermutlich finden, daß das Stimmungsbild auf das Lob der Wirklichkeitstreue Anspruch machen kann. Ich behaupte nicht, daß unsere innere Politik in jeder einzelnen Maßnahme töricht und falsch sei, keineswegs! Ich behaupte nur, daß sie sich mühsam und freudlos weiter fristet und daß auf dem deutschen Volk, in dem fast jeder Einzelne so arbeitsam, so artig und neuerdings auch so erstaunlich agil ist, der Mißmut wie ein Leichentuch lastet. Sollte eine Osterzensur erteilt werden, so würde sie sicherlich lauten: Innere Politik — mangelhaft!

Maria Stuart.

Von Georg Brandes. Uebersetzt von Erich Holm.

Die große Leserwelt kennt Maria Stuart und ihre Geschichte nur aus dichterischen Darstellungen. Schillers „Maria Stuart“ hat in Europa mehrere Generationen beherrscht, die „Maria Stuart“ Björnstjerne Björnsons im Norden der Generationen zwei, die Swinburnes in den englisch sprechenden Ländern deren eine beschäftigt. Von diesen Dichtern ist der englische der historischen Gestalt am nächsten gekommen, wenn er sie auch in seinem „Chastelard“ mißhandelt; seine Maria Stuart dürfte übrigens außerhalb Englands wenig bekannt sein.

Von nordischen Histprikern hat Fr. Schiern in seiner großen Arbeit über Bothwell sich mit dem Lebenslauf der schottischen Königin während des entscheidenden Zeitpunktes ihrer Geschichte befaßt, und Gustav Storm ein gewissenhaftes, mit guten Bildern ausgestattetes Buch über sie geschrieben.

Diese beiden historischen Versuche geben jedoch gleichwie Björnsons Drama eine höchst unrichtige Vorstellung von dem Wesen der schottischen Königin, weil sie alle gerade die Briefschaften, die das klarste Bild von Marias Persönlichkeit mitteilen, für gefälscht halten.

Es ist keine Uebertreibung, daß Frau Mathilda Malling die nordischen Historiker und Dichter, die diesen Stoff behandelt haben, samt und sonders an psychologischem Feingefühl übertrifft. Nach einem offenbar sehr sorgfältigen Studium des Zeitalters und der Hauptpersonen hat sie Maria Stuart derart geschildert, daß ihre äußere Persönlichkeit und die sie auszeichnenden Charakterzüge sich zu einem lebendigen und anschaulichen Ganzen gestalten.

Mary, Queen of Scots, war groß, kräftig gebaut, mit feinem, bleichem Antlitz, kräftigem Kinn, langer, gerader Nase, braunen, schmalen Augen, rotbraunem Haar; sie war in der ersten Jugend einigermaßen eßgierig und litt häufig an einem Schmerz in der Seite, der von dem starken die Verdauung erschwerenden Schnüren nach der Mode der Zeit herrühren mochte. Sie war nicht so außerordentlich schön wie einzelne andere zeitgenössische Prinzessinnen, doch reizender als sie.

Schon in jungen Jahren war sie weltklug bis zum Zynismus, erstaunlich reif, von äußerst feiner Auffassungsgabe und großem Geschick im Pläneschmieden.

Sie war weltlich, liebte Putz, Geschmeide, Parfüms, wollte jedem, mit dem sie in Berührung kam, gefallen, jeden erobern. Die Verzärtelung, die sie seitens des Königs Heinrich II. erfuhr, das Bewußtsein des verwandtschaftlichen Zusammenhangs mit den Guisen und ihre Sippentreue flößten ihr frühzeitig Selbstvertrauen ein, riefen eine Neigung zu hartnäckiger Parteinahme in ihr hervor, weckten ihre Kampflust. Ihre Nerven waren die des Zeitalters. Ihr war bei Freiluftfehden wohl. Sie war eine unbewegte oder freudige Zuschauerin bei politischen Exekutionen

und Massenhinrichtungen. Doch ihre Verhärtung war schwerlich eine angeborene Härte. Sie besitzt eine außerordentliche Anmut, legt gern die stolze Haltung der Prinzessin oder Königin ab, um sich einer nachlässigen, natürlichen Vertraulichkeit hinzugeben, die nicht herablassend, sondern herzgewinnend wirkt. Konnte sie auch ab und zu bedauern, kein Mann zu sein, dem mit Helm und Schild ins Feld zu ziehen und im Freien zu nächtigen ziemte, so ist sie doch das typische Weib, die danach lechzt, Bewunderung in den Augen der Männer zu lesen, beständig Schmeicheleien zu hören, beständig Zeuge stummer, leidenschaftlicher Anbetung zu sein, und das sich in Bewunderung badet, wie die Katze im Sonnenschein. Sie ist von Natur so kokett, daß sie bei der ersten Begegnung unwillkürlich sogar mit ihrem Bruder kokettiert.

Erst 15 Jahre alt, wird sie Braut und vermählt sich mit einem schwächlichen, vierzehnjährigen Knaben, der an Nasenwucherungen leidet. Sie ist in das Wesen eines erotischen Zusammenlebens insofern eingeweiht worden, als sie mit solcher Leidenschaft begehrt wurde, daß der junge Gatte mit dem unentwickelten Körper daran starb. Sie selbst aber hat kein Entzücken empfunden, kaum auch nur sein Geschlecht zu lieben vermocht.

Mit eben vollendetem 18. Jahre wird sie Witwe, und ganz Europa beschäftigt sich damit, was für eine Partie sie nun zum zweiten Male machen wird. Kein Ziel ist ihr zu hoch. Allein ihre Schwiegermutter, Catharina von Medicis, und ihre Rivalin, Elisabeth von England, machen die Aussichten, die sie auf eine glänzende Partie hatte, zunichte. Die Politik spricht denn für eine Ehe mit Lord Darnley, und Maria verliebt sich, wenn auch weder tief noch dauernd, in seine hübsche Gestalt, so daß sie darüber eine kurze Weile die schale, rohe Seele vergißt, die sich in dem ausdruckslosen Antlitz des Neunzehnjährigen spiegelt.

Seine Dummheit und Niedrigkeit, seine Teilnahme an der Ermordung Rizzios, haben zur Folge, daß ihre Liebe von Haß und Verachtung abgelöst wird. Wenn sie nach diesem Morde sanftere Gefühle für ihn heuchelt, so geschieht dies aus Notwehr gegenüber den Lords, da sie im Augenblick ohne Stütze dasteht.

Doch unmittelbar darauf tritt Bothwell in ihr Dasein. Er war bereits mit auf dem Schiffe, das Maria von Frankreich nach Schottland führte. Er hat sie frühe amüsiert, französisch in seiner Bildung, belesen und derb witzig, wie er ist. Nach dem Bruche mit Darnley steigt er in ihren Augen mehr und mehr. Er bemächtigt sich ihrer anfangs rein körperlich durch eine Ueberrumplung. Doch diese erregt so wenig ihren Abscheu, daß sie sich — zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben — sterblich, demütig in den breitschultrigen, rothaarigen, harthändigen Schotten verliebt, der ihr bald mehr ist „als Frankreich, England und Schottland zusammen". Bei all ihrer katholischen Religiosität hält sie weder seine noch ihre Ehe auch

*

nur einen Augenblick zurück, ebensowenig beschleicht sie Reue über die Umarmung, die ihr alles geworden ist.

Was Frau Malling angesprochen und für Maria Stuart eingenommen hat, das ist das Aufrichtige, Getreue an der Königin, die Wärme ihres Wesens. Frau Malling deutet am Schlusse des Buches an, daß sie Maria ihr ganzes Herz geschenkt habe. Man fühlt es an der Nachsicht. Maria konnte nicht heucheln, sagt sie, tat dies nur im äußersten Notfall. — Sie war indessen leider sehr oft in Not. Sie log sehr ungern — das schreibt Maria selbst — sie tat es nichtsdestoweniger ausgezeichnet.

Frau Malling stellt mit Fug Marias Tugenden den Lastern Elisabeths gegenüber: Maria wahrheitsliebend, leidenschaftlich, impulsiv, vom ersten Eindruck geleitet, rücksichtslos, tollkühn bis zur Dummheit — Elisabeth unentschlossen, lügenhaft, eitel, herzlos. Doch hebt Frau Malling zugleich mit Recht hervor, daß Elisabeth zur Königin von England wie geschaffen war, während Maria nicht im geringsten dazu taugte, die Schottlands zu sein, daß Elisabeth überhaupt zur Regentin geschaffen war und ihren Liebesverhältnissen nie gestattete, auf ihre Politik einzuwirken, während Maria ihr eigenes Wohl und das Staatswohl aufs Spiel setzte, wenn sie liebte, und so ihrer Liebe jede Rücksicht opferte.

Daß Maria von den beiden die einnehmendere war, steht außer allem Zweifel. Anziehend ist die Unbedachtsamkeit an ihr, die sie Mißverständnissen und Demütigungen aussetzte. Elisabeth sowohl wie Maria kommen in die Lage, einen Anbeter hinrichten zu lassen, Elisabeth Essex, Maria Chastelard; allein Essex wird als Aufrührer hingerichtet, Chastelard als der Vermessene, der sich an der Person der Königin vergreifen wollte, so daß Elisabeth würdiger, Maria in nachteiligerem Lichte erscheint, zudem sich auch härter ausnimmt, da sie Augenzeuge der Hinrichtung war.

Während Elisabeth streng auf ihre Königswürde hielt, ließ sie Maria hin und wieder gerne fahren, zeigte sich natürlich und ungezwungen, wenngleich jederzeit imstande, sich wieder mit Würde zu umkleiden. Treffend vergleicht sie Frau Malling in dieser Hinsicht mit Marie Antoinette. Wie die 200 Jahre nach ihr hingerichtete französische Königin, liebte Maria im Gegensatz zu der unästhetischen Elisabeth Poesie, Musik und geistreiche Gespräche.

In einem Punkte, doch keinem unwichtigen, scheint mir Frau Malling nicht ganz das Richtige getroffen zu haben, und zwar wenn sie sagt, gehorchen wäre das innerste Wesen Marias gewesen. Sie schließt dies aus dem Umstande, daß sie als halbes Kind sich ganz ihren Verwandten, den Guisen, gefügt und als 24jähriges Weib in allem und jedem sich nach Bothwells Willen gerichtet habe. Doch ersteres scheint mir bedeutungslos, da es nur auf einen ausgesprochenen Familiensinn zurückzuführen ist, und das letztere dürfte einzig ein Symptom des Erotischen in ihrer Natur und in der jedes also beschaffenen Weibes sein. Wenn Elisabeth sich nicht nach ihren

Liebhabern richtete, so kam es daher, daß ihre Verliebtheit sich nicht über eine kräftige Sinnlichkeit erhob, die bei einer Tochter Heinrichs VIII. nicht überrascht. Die Unterwürfigkeit, die Maria Bothwell gegenüber in Wort und Tat an den Tag legt, ist die einer jeden verliebten Frau, selbst wenn diese Frau eine stolze Fürstin ist; sie ist z. B. der Christinas von Schweden gegenüber dem Kardinal Azzolino wesensverwandt, nur daß Maria sich unter ihrer Liebe windet und krümmt, weil sie ihr alle Selbstbeherrschung raubt und sie zur Verräterin und Verbrecherin macht.

Wenn sie jedoch nicht erotisch befangen und dadurch willenlos ist, liegt in ihrem Wesen Starrsinn, Herrschsucht und keineswegs Freude am Gehorchen, sondern Freude am Befehlen und Gehorsam finden.

Man muß staunen, daß so manche nordischen Männer, die sich ausgebildete Menschenkenntnis zutrauen, sich betören lassen von der lächerlichen Komödie, die keinen Zeitgenossen zu täuschen vermochte, die erzwungene Entführung Maria Stuarts vor den Toren Edinburghs, da Bothwell mit einem Gefolge von 700—800 Mann sie gefangen nahm und nach dem Schlosse Dunbar brachte, wenige Wochen bevor das Paar sich aufbieten ließ. Frau Malling als Frau läßt sich nicht davon zum besten haben.

Weniger merkwürdig ist, daß Dichter und Historiker an die Fabel von der Unechtheit der in Marias Silberkästchen vorgefundenen Briefe glauben konnten. Mit gesundem Urteil protestiert indes Frau Malling, wie jüngst auch ein anderer weiblicher Historiker, Lady Blennerhassett, gegen diesen übrigens begreiflichen Irrtum.

In einem Punkte geht sie gleichwohl in der Skepsis weiter als nötig wäre. Sie scheint dafürzuhalten, daß die in französischem Texte vorliegenden Briefe aus dem Englischen rückübersetzt seien. Das sind sie keineswegs, sondern wahrscheinlich zuverlässige Abschriften der von Jakob I. verbrannten Originale. Es ist nachzuweisen gelungen, daß sozusagen jede französische Redensart, selbst die auffallendste, in unbestreitbar echten französischen Briefen Marias vorkommt.

Frau Malling hat recht, gegen die von dem englischen Historiker Andrew Lang geäußerte Vermutung zu protestieren, daß der lange, den Ausschlag gebende Brief, der nur in Uebersetzung vorliegt, gefälscht sei. Seinen Forschungen ist in diesem Punkte keine allzu große Autorität beizulegen, besonders da er schwankt und selbst darauf hinweist, wie vieles für die Echtheit spreche. Zuverlässiger als er unter den mit den Cassette-Briefen sich beschäftigenden Gelehrten ist der deutsche Forscher, Professor Harry Breßlau, der zu Archivstudien wie gemacht und durchaus sachlich ist.

Eines kleinen Irrtums macht sich Frau Malling schuldig. Sie verweilt bei dem Satze in dem kurzen Briefe Nr. 1: „Ich sende Lethington dies Geschenk, das Du Beaton übergeben kannst", und schreibt: Dieser Satz ist einer der unwiderleglichsten Beweise für die Echtheit der Briefe, denn wäre Lethington an ihrer Verfälschung

oder Erdichtung beteiligt gewesen, so würde er naturgemäß niemals zugegeben haben, daß sein Name in den kriminellsten Papieren vorkomme, die das Kästchen enthielt.

Aber gerade dieser Satz ist ein Beweis, daß Lethingtons Parteigenossen, wenn auch zu spät, ihre Hand bei dem Briefe im Spiele hatten. Denn der Satz ist im schottischen Texte unterdrückt. Während es in dem offiziellen englischen Texte heißt:

I send this present to Ledinton, to be delivered to you by Beton, who goeth to one day a law of Lord Balfour.

heißt es im schottischen Text mit Hinweglassung des Namens Lethington:

I send this be Betoun, quha gais to ane day of Law of the Laird of Balfouris.

Diesen Text ließ Moray oder Morton herstellen. Den beiden Lords war es in hohem Grade unbequem, daß Lethington, nun der Führer der der Königin feindlichen Partei, erst vor so kurzer Zeit ihr und Bothwells intimer Freund und Mitverschworener gewesen. Daher die Weglassung aus dem den Schotten vorgelegten Texte.

Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Goethes Gedicht an den Mond hub in ihm an. Er flüsterte es mit zuckenden Lippen. Aber diese Klage war viel zu stark. Sie entströmte der Jugend. Für ihn konnte sie kein Trost mehr sein. Er schloß seine Augen und verlor so allmählich den glühenden Widerschein des Mondes. Während er langsam die Friedrich-Wilhelm-Straße entlang schritt, summte er mit etwas trockener Absicht ein möglichst jähes Kontrastlied, Brahmsens Feldeinsamkeit. Der Friede dieses großen Sommerbildes mußte ihm helfen. Aber er fühlte nur, wie schön das Lied war. Sonst nichts.

Am Lützowplatz schreckte er auf. Eine weibliche Gestalt kam auf ihn zu und streifte ihn im Vorübergehen. Absichtlich. Ein süßes, widerliches Parfüm umgab ihn. Er sah in ein hartes Gesicht, das wie mit Clownfarben bemalt war. Darüber türmte sich ein großer, weißer Federnhut. Die Augen waren graublau und nicht häßlich. „Na, junger alter Herr?“ flüsterte das Mädchen. „Warum denn so nachdenklich?“

Er zuckte zusammen und schritt ohne Antwort weiter. Die Prostituierte, die ein Geschäft vereitelt sah, kicherte spöttisch und sah ihm nach. Die Begegnung hatte ihm klar gemacht, wohin sein Weg ihn führte. Warum er „ein bißchen fortgegangen war“, wie er zu seinem Diener gesagt hatte. Der Teufel, dem er den kleinen Finger gereicht, hatte ihn jetzt ganz. Und sonderbar — diese Erkenntnis war das Erste, was ihn beruhigte. Es erkaltete etwas in ihm. Er lächelte und blieb stehen. Junger, alter Herr?... Der das Schlimmste beging, was ihm geschehen konnte: Auf der Höhe seines Lebens sentimental werden? Was sollten denn diese Lieder, diese Träume? Wozu dienten sie? Mit geheimnisvollen Schleiern zu überbreiten, was ganz einfach und klar war. Poetisch festzuhalten, was als banale Prosa am besten möglichst schnell erledigt wurde. Von einem „großen Einsamkeitsgefühl“ in dieser Nacht war gar nicht die Rede. Das wäre auch entsetzlich gewesen — an der Schwelle seines wissenschaftlichen Sieges, als „gereifter

Mann" einsam zu sein. Nein, nein, dergleichen gehörte den Poeten, den Berufsträumern. Ein Naturforscher wußte, was Trieb war. Weil er es wußte, hatte er vielleicht den größten Respekt davor. Er sah sich selbst. Er war auf dem Wege, sein Gehirn zu durchdenken. Auf diesem letzten Wege war er, der nicht zu einem neuen Geheimnis mit versteckter Sentimentalität führte, sondern das letzte Geheimnis enthüllte. Er gab seiner eigenen Menschlichkeit keinen höher klingenden Namen, als jedem Naturprozeß, der ihm im Laboratorium begegnet war.

Was also war geschehen? Das Kind beim rechten Namen genannt? Ein kräftiger Mann, der sich monatelang in geistiger Arbeit kasteit hatte, fühlte plötzlich, wie eine Sturzwelle auf stiller See, den Geschlechtstrieb über sich kommen. Die physische Energie, im Triebleben stärker als die psychische, wollte ihr Recht. Fatal nur, daß sie sich melden mußte, bevor er das Resultat seiner großen Arbeit kannte. Daß es dem Teufel gelungen war, ihm den Blick zu trüben, ihn fortzulocken, ihm zu beweisen, daß er an der Schwelle der Unsterblichkeit noch der gewöhnlichsten Sterblichkeit zu gehorchen hatte. Kusch dich, hieß es da, du anderer in Heinrich Andreas! Du ganz Gewöhnlicher, tu nur, was die Gewöhnlichen nicht lassen können! O süße, sorglose „Gewöhnlichkeit" der Jugend. Studentenabenteuer. Seine Schüler waren jetzt wohl seine Meister. Aber daran wollte er nicht denken. Erledigen, wie eine Notdurft, rasch und zornig, was seine höhere Tätigkeit gestört hatte. Gestört — das war das richtige Wort. Sein wahres Ich blieb davon unberührt. Ueberhaupt hatte das Wesen, das er jetzt suchen mußte, weil seine gesunde Manneskraft seiner nicht entraten konnte, absolut nichts Persönliches für ihn. Es konnte sich nicht im geringsten um ein bestimmtes Frauenwesen handeln. Der Gedanke hätte ihn sofort nach Hause getrieben, bis zum Zusammenbruch des Natursünders. Nein — ein „Etwas" war herbeizuschaffen. Ein angenehmes Ding. Ein junges, reinliches Geschöpf, das keine Gefahr barg. Wie der Staat, an dessen Majestät zu denken ihm jetzt außerordentlich lächerlich vorkam, sie selbst zur Verfügung hielt. Verfügung über einen lebendigen Menschen! Geld geben für etwas — was Helene gehört hatte. Gleichviel. Er hatte ein paar alte, grauenvolle Erinnerungen. Noch grauenvollere freilich an das feige sich Enthalten . . . Nein. In einigen Stunden war ja alles vorbei. Es war auch nicht das Schlimmste für ein armes Freudenmädchen, Heinrich Andreas vor dem Tage seines Sieges Ruhe gegeben zu haben . . .

Er ging weiter. Mit Bewußtsein bog er von der geplanten Strecke ab. Nicht am Kanal ging er entlang, um nach Hause zurückzukehren, sondern über den stillen Lützowplatz schritt er, der Schillstraße zu. Jetzt summte er kein Lied mehr. Mit festen, harten Lippen, starren, fiebernden Augen sah er auf seinen Weg. Nicht das Werk, sondern die Persönlichkeit eines großen Musikers fiel ihm jetzt ein. Er hatte ihn gut gekannt. Der Meister edelsten Frauengesanges war ganz unwählerisch im „Eigentlichen" gewesen. Man kannte ihn in manchem Hause der Freude.

Durch die Kurfürstenstraße kam Andreas zum Kurfürstendamm. Noch war ihm kein Mädchen begegnet. An die vom Lützowplatz zu denken war doch ein Grauen. So durfte sie nicht sein. So brauchte sie auch nicht zu sein. Er erinnerte sich, in Paris, als er wegen eines Vortrages in der Académie française dort gewesen, sehr hübsche, junge

Wesen gesehen zu haben, die fast etwas Rührendes hatten. Aber Rührendes ... Was hieß denn das ... Das schaltete er aus ...

An der Gedächtniskirche, die still und silbergrau in den Mondhimmel aufragte, sah er eine weibliche Gestalt auf und ab gehen. Er blickte umher — kein Mensch war in der Nähe. Er konnte sie also ungestört beobachten. An der Mauer des Zoologischen Gartens blieb er stehen und sah hinüber. Hinter ihm mußte ein großer Fliederstrauch blühen, denn der Nachtwind brachte zuweilen eine milde, süßliche Duftwolke, die seine Sehnsucht unermeßlich steigerte. Jede Klarheit verließ ihn. Wie ein Achtzehnjähriger stand er da, mit heißen Lippen, und starrte auf die schreitende Gestalt. Er konnte sie gar nicht erkennen. Noch einmal meldete sich in ihm der Einfall, wer ihn jetzt am meisten verachten würde, wenn er ihn sähe? Aber auch das erlosch bald ...

Die Unruhe des Mädchens war seltsam. Ihr Gang hatte etwas Trotziges, Entschlossenes. Daß sie eine Prostituierte war, bestätigte sich seinem Zweifel, als er zwei grell geputzte Dirnen über den Damm auf sie zuschreiten sah. Sie kannten die einfach Gekleidete und sprachen mit ihr. Aber nur kurze Zeit. Das Mädchen schien grob und abweisend zu sein, denn die Dirnen ließen sie stehen und gingen schimpfend weiter. Die Alleingebliebene lehnte sich an die Mauer der Kirche. Jetzt sah sie zu Andreas hinüber. Unzweifelhaft — sie betrachtete ihn. Da auch er ganz regungslos in seiner Stellung blieb und sie anblickte, dauerte die erste Bekanntschaft ziemlich lange. Er war davon überzeugt, daß das Mädchen schön war. Als der Mond ihr ins Gesicht schien, erkannte er etwas Blasses, Feines, mit schwarzen Augen. Er erwartete jetzt jeden Moment, daß sie sich an ihren Beruf erinnern und auf ihn zuschreiten würde. Sie regte sich — sie ging — aber nicht in seiner Richtung, sondern durch die Hardenbergstraße auf den Bahnhof zu. Das war ein Signal für ihn, ihr zu folgen. Als er sich ihr näherte, bemerkte er, daß sie zierlich und jung war. Sie spürte seine Verfolgung und sah sich nach ihm um. Wie hübsch das leicht gepuderte, wenig verdorbene Gesicht. Kleine, nervöse Züge, schwarze Augen, die etwas finster blickten. Die Kleidung eines Geschäftsmädchens, nicht einer Dirne. Als ihr Blick ihn traf, errötete er und sah sie eher schmerzlich als verlangend an. Das fühlte er mit Zorn. Sie verkannte offenbar den alten, würdigen Herrn, denn sie sah rasch wieder fort und ging weiter. Sie gefiel ihm — er wollte keine andere suchen. Am Bahnhof erreichte er sie wieder. Jetzt blieb sie stehen, als sie sich nach ihm umsah. Auch er blieb stehen und starrte sie an. Da schüttelte sie den Kopf und ging in die Bahnhofshalle. Er wartete draußen, an der Haltestelle der Straßenbahn. Er sah, wie sie in dem erleuchteten Raum ein paar Kolleginnen traf und lachend mit ihnen plauderte. Sie zeigte einmal mit dem Finger auf die Hardenbergstraße hinaus. Ob sie vielleicht von ihm erzählte?

Er stellte sich hinter das Kassenhäuschen der Untergrundbahn und wartete. Es dauerte fast eine halbe Stunde. Er war schon überzeugt, daß sie den letzten Stadtbahnzug bestiegen hatte und nach der Friedrichstraße, der „Zentrale“ ihres Berufes, gefahren war. Er dachte resigniert an reuige Rückkehr in das Laboratorium. Da hörte er Stimmen und sah einige Mädchen an sich vorüberkommen. Die Kleine war dabei.

„Sei doch nich so dumm,“ sagte eine ältliche, dicke Person zu ihr mit Baßstimme.

„Ne, ich geh' nach Hause. Es is eben nichts für mich.“

„Ja, ja, Du bist wat Extras! Det haben wir Dir ja jleich an de Neese anjesehn! Du bist bloß für Jrafen da, dumme Lise!“

„Das is es gar nich. Wahrscheinlich bin ich für Keinen da.“

„Weil Du so eklich bist — da traut sich ja Keener ran! Die haben ja alle Angst vor Dir! Na, morjen biste wieder in de Leipzigerstraße.“

„Morgen? Ach, morgen leb' ich vielleicht nich mehr.“

Weiter konnte Andreas nichts verstehen. Die anderen Mädchen gingen weiter — die Kleine blieb unschlüssig stehen. Er hörte sein Herz pochen. Schon wollte sie sich der Hardenbergstraße zuwenden, als ihr Blick auf ihn fiel. Sie zuckte zusammen. Nachdem sie wieder eine Weile in seine ernsten, schmerzlichen Augen geblickt hatte, erkannte sie wohl, daß sie sich vor diesem Verfolger nicht zu fürchten brauchte, und ging auf ihn zu.

„Sie stehen noch immer da?“ sagte sie halblaut. „Haben Sie auf mich gewartet?“

„Ja.“

„Warum sind Sie denn nich rangekommen?“

„Danach fragen Sie mich bitte nicht.“

„Na ja, ich meine bloß — ich wußte ja gar nich, woran ich bin.“

Er schob seinen Arm in den ihren und ging mit ihr den stillen Mittelweg der Hardenbergstraße entlang. Wie wohl tat ihm die warme Berührung des jungen Wesens nach der knöchernen Zeit des Forschens, Wartens und Entsagens. Er ließ sich von ihr führen wie ein alter, genesender Mann. So schwiegen sie eine Weile. Das Mädchen sah ihn immer von der Seite an. Sie wollte sich klar über ihn werden, er hatte etwas zu Außergewöhnliches für sie. Jung und alt war dieser Mann und schön, sehr schön. Wie ein verkappter Gott. Noch niemals hatte sie solchen edlen, leidenden Ernst gesehen. Was wollte er von ihr? Wirklich nur das, was die anderen wollten? Wie führte der Weg von ihm zu ihr? . . .

Sie wappnete sich, denn er war ihr unheimlich. Die Waffe, die sie sonst besaß, trotziger, ordinärer Spott, versagte hier. Es strömte aus seiner Berührung etwas in sie über, was eine seltsame, dankbare Erhebung gab. Ein nie gekanntes Sicherheitsgefühl. Als ob ihr Vater auferstanden wäre und zu ihr getreten bei Nacht. Aber dieses sonderbare, befangene Schweigen. Er ging ja neben ihr her, nicht wie ein erfahrener, älterer Mann, der seinen Zweck erreichen wollte (das mußte er ja schließlich sein), sondern wie ein unschuldiger Jüngling, den ein Liebesgeständnis quälte. Das Sonderbarste aber war, daß sie sich jetzt an einen wirklich jungen, kaum berührten Menschen erinnerte, der in ihrem Zimmer die brutalsten Worte gebraucht hatte, während dieser Graukopf einfach keine Worte fand.

„Na?“ fragte sie endlich, sich zu ihrem bewährten Ton zwingend. „Was is denn nu, lieber Herr? Zum Spazierengehen hab' ich leider keine Zeit.“

Er fuhr zusammen. „Entschuldigen Sie,“ sagte er leise. Wie das klang. Sie erinnerte sich an fernste Zeiten. An eine Abendgesellschaft beim Landrat in Demmin. Da hatte man so mit ihr, dem niedlichen Backfisch, gesprochen. Als er wieder verstummte, tat er ihr leid. Der liebe, arme, alte Herr. Was mochte dem geschehen sein? Sie wollte ihm helfen. Mit einer Zärtlichkeit, die nur sie noch besaß, drückte sie seinen Arm und flüsterte: „Komm! . . . Na komm doch . . . . Wir gehen zu mir.“

Er folgte. Sie führte ihn kindlich und behutsam in stille Seitenstraßen. Es kam etwas in ihr auf, was sie eigentlich für immer überwunden geglaubt: Begrabene Neigung

für einen Mann. Sie fühlte sich wohl im Bannkreise seiner Reinheit. Sie ruhte darin aus. Plötzlich schmiegte sie sich an ihn und fragte: „Wie alt bist Du denn eigentlich?“

Er lächelte. „Liebes Kind . . ich werde bald sechzig.“

„Ach! Du siehst aber noch älter aus! Entschuldige!“

„Bitte, bitte. Sage nur alles, was Du denkst. Das ist so selten.“

„Nich wahr?“

„Wie alt bist Du denn?“

„Dreiundzwanzig.“

„Du bist solch wunderhübsches, feines Geschöpf.“

„Na, na . . .“

„Du mußt von gutem Herkommen sein.“

„Das bin ich auch. Aber davon sei man stille.“

„Magst Du nicht gern von früheren Zeiten sprechen?“

„Nein. Ich finde, dann ist es mit der Gegenwart vorbei.“

Die letzten Worte hatten geklungen, als ob ein anderes Wesen sie aus ihr gesprochen hätte. Ein verschollenes, plötzlich wieder aufgetauchtes. Ein ferner Ton von seelischer Bildung war erklungen. Der Ton, der dem Ausdruck entsprach, der ihn in ihrem Antlitz immer mehr fesselte. ‚Hübschheit‘ konnte alles Rohe und Gleichgültige umfassen. Andreas hatte den Scharfblick für den einen Zug, der das Antlitz eines Weibes ins Besondere hob. In die Möglichkeit des großen Erlebnisses und eigener Gedanken. Die Kleine hatte diesen Zug. Zwischen ihren finsteren Augen lebte er und verlor sich auf der starken Stirn. Er schwieg, um sie nicht zu verletzen. Er wußte jetzt, daß sie noch zu verletzen war.

(Fortsetzung folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

10.

Ich habe dann wieder ganz gute, friedliche Tage, wo ich hinausgehe und Blumen für Dich suchen möchte. Ich kaufe hübsche Dinge, die Dir Freude machen sollen und zugleich nützlich sind, Geräte, die Du täglich in die Hand nimmst oder ansiehst, und die Dir bei jeder Berührung, mit jedem Aufblicken, mich zurückbringen. Es sollen hübsche zärtliche Dinge sein, ganz klein, unauffällig und nicht kostbar, Puderquasten vielleicht, Parfüms, Spitzen und Battiste. Und Blumen! Zu allen Tagesstunden Blumen, und immer frische Blumen!

Ich grüße Dich und komme zu Dir, wenn Du schläfst, und wecke Dich nicht. Manchmal wünschte ich, Du wärest krank und ich könnte Dich pflegen und tragen. Ich möchte Dir von meinem Blut geben, damit das Blut in Deinen schlaffen und bläulichen Adern wieder strömte, und ich küßte Deinen blassen Mund, bis er rosig blühte. Wie ich Dich lieben würde, wenn Du elend oder schwach oder sündig wärest!

Du forderst nie und das ist ein Unrecht. Du brauchst auch gar nichts, darum bist Du hassenswert und nicht menschlich. . . . . .

Sei wie Du bist! Ich liebe Dich bis zum Wahnsinn. Deine bloße Nähe liebe ich, Landschaften, die Du mal angesehen hast, Wege, die Du gegangen bist. Ich gehe sie wieder und wieder, ich rufe mir zurück, wie hier Deine Augen ganz voll Licht standen und schmachtend erstarben, daß Du geweint hast oder vorwitzig fragtest. Du schämst Dich so leicht bei der geringsten Dummheit, wenn Du befürchtest, daß der Andere Dich dumm oder unzart finden könnte. Diese Angst ist kindisch und sehr entzückend. Warum bittest Du ewig um Verzeihung, daß Du überhaupt vorhanden bist, und willst doch gehätschelt, willst bewundert und gelobt sein?

Ist es Dir je aufgefallen, daß Du nie eine Liebkosung zurückgibst oder freiwillig anbieten würdest? Du nur willst geliebkost sein und verhältst Dich geschlossen, schläfrig und abwartend. Du hast keinen Funken von wirklicher Leidenschaft in Dir. Du bist überhaupt nicht wirklich, sondern ein Zusammenspielen von allem, was leicht, fein flüchtig, geistreich und graziös ist, in ein Weiberröckchen gesteckt. Dein Körper bleibt immer so kalt wie ein Fischleib. Du lächelst und gibst scheinbar nach, aus Schönheitsgefühl, weil häßlich wäre zu zanken und geizig zuzusperren, es wäre häßlich und unnatürlich. Ahnst Du Deine ganze Unnatur und ahmst deswegen die Natur nach?

Manchmal erscheinst Du mir als ein Vampyr, zu anderen Zeiten als eine Heilige.

Ich schlafe wenig, und ich weiß, daß Du immer schläfst. Du hast überhaupt keine Nerven, die meinen schreien und zerscheuern sich unter Dir. Wie es mich befriedigen würde, zu hören, Du hättest Liebhaber, Du träfst sie an schmutzigen und heimlichen Orten und Dein Geliebter mißhandelte und beleidigte Dich!

Nun schlage ich Dir folgendes vor: Wir sehen uns zu selten, und ich halte dies träge und überhitzte Leben nicht aus. Ich habe hier nichts wie Dich, Dich in jeder Woche eine Stunde. Ich verehre Deinen Mann und Deine Familie und sehe vollkommen ein, daß Deine Zeit, Deine Dienste und Deine Liebenswürdigkeit ihnen gehören. Ich weiß, daß Du liebenswürdig, tätig und geliebt bist.

Aber komm mit mir, reise mit mir! Ich habe Nester und heimliche Freuden, Sensationen und große Kunst und Spazierwege und Abendbeleuchtungen dort für Dich in Bereitschaft. Komm einfach und frage nicht, wohin der Weg weist! Der Gedanke lockt und quält mich seit Monaten. Ich verspreche Dir Granatblüten und Orangendüfte und weiße Marmorvillen und die Erinnerung an blutige Taten und Michelangelo. Ich werde Dich sehr viel mehr dort lieben. Oder auch nur Dein Freund sein, wie Du willst. Sieh, zwischen uns braucht kein Schwert zu liegen, Dein Wille ist für mich ausschlaggebend. Ich hoffe viel von Deinem süßen Willen. Du sollst mich erlösen. Du sollst und Du willst!

11.

Es ist Weihnachten, Deine Maiglöckchen durchduften mein Haus. Wie verfielst Du auf Maiglöckchen? Es sind viele tausend weiße Glöckchen, sie läuten den Lenz ein und den Frieden.

Mein Frühlingskind! Ich träume frohe Träume edler und hoher Werke. Zum Greifen deutlich sehe ich ihre künftige Gestalt vor mir, diese guten Gedanken kommen mir von Dir. Alles Gute.

Ich war ja so elend, ich stand dicht am Selbstmord oder am Wahnsinn und in einer vollständigen Verwirrung aller Gefühle und Begriffe. Ich hatte so viel gelitten, und meine Schuld bedrückte mich. Niemals ahnte ich ja, daß etwas Dir Aehnliches existierte. Schmutzig bin ich geworden im dreckigen Leben, krank an Körper und Seele.

Ein kleines, weißes Mädchen kommt und bringt mir Weihnachten. Ich schicke Dir Gebete, heut kann ich beten. Ich möchte in die Kirche gehen, und die Glocken sollten für mich ganz allein läuten, der Priester müßte eine eigene Messe sagen, wie für den König, Knabenstimmen sollten singen.

In mir ist Weihnachten, all Deine Silberglöckchen läuten, hüllen mich mit weichen, feinen Duftärmchen ein. Es sind Deine Blumen, verschwiegen sprechen sie: Du siehst uns nicht, und wir sind doch nah.

Irgendwo anders gehst Du in Deiner eigenen Gestalt, teilst aus und lächelst. Deine Seele ist bei mir mit Deinen Blumen, ihre stille Gegenwart ist unendlich hold, ist das höchste Glück, das ich bis jetzt gekannt habe.

Dank sei Dir dafür! Dank, meine Blume, meine Lichtelfe, meine Königin!

Trotzdem bleibe ich krank und zerschlagen. Ich bin so uferlos elend, daß nur der Gedanke von Dir mich aufrecht hält. Du trägst die Last meines Lebens. Betrüge mich nicht!

Ich habe so Angst, daß ich betrügen und enttäuschen muß. Und möchte Dich als eine Fürstin hochhalten, Dir Opfer bringen und mich Dir opfern, wie einem Heiligenbild.

In Italien, Geliebte! Du wirst die Liebe und meine Liebe begreifen. Ich werde Dir alles geben, Perlen und Juwelen. — Sprich zu niemand von mir! Ich bin so froh, daß Du keine Freundinnen hast, mit ihnen nicht plaudern kannst. Frauen verraten sich immer nur selbst, wir wissen, sie zeigen unsere Liebesbriefe umher. Deshalb schreibt kein Mann mehr Liebesbriefe.

Mit wem saßest Du gestern? Ich sah ihn Dir sich vertraulich neigen und den Arm um Deine Stuhllehne legen. Wenn Du mich betrügst, nimm Dich in acht! Ich peitsche Dich aus und hänge Dich an den Füßen auf. Ihr seid nicht besser als Hündinnen. Sie folgen nur auf Schläge und bleiben immer tückisch — rebellisch im Grunde. Hunde sind viel treuherziger und sind gehorsam, in edler Weise gehorsam, aus vernünftigem Sichfügen in eine allgemeine Vernunft. Unregelmäßigkeit und Störung schafft nur das Feminine.

Töricht seid Ihr, daß Ihr jetzt gescheit seid und rechten wollt! Der Frau ist eine einzige richtige Lage von der Natur zugewiesen, sie sollte sich beeilen sie einzunehmen, und nicht zu selten einzunehmen. Das ist ihr einziger vernünftiger Grund, da zu sein. Wenn Ihr nicht Gebärerinnen wäret, hülfen wir uns schnell ohne Euch. Hab' ein Kind, Kleines, Dummes! Es wird das einzige Kunstwerk sein, das eine von Euch je wirklich zustande bringt. Die Dummen denken nicht darüber nach und

bringen's fertig. Die Gescheiten drücken sich drum herum und sind dann eben gar nichts, sind Affen und bewaffnete Lilliputte oder Mißgeburten, die man im allgemeinen Interesse der Rasse totschlagen sollte.

Es war Zeit, daß Du mich fandest, Du kannst nun noch vernünftig werden. Höre: für jedes Lachen bekommst Du ein Goldstück, für jeden Heulversuch oder Ansatz mußt Du mir zwei Francs bezahlen, auf der Reise. So, die Rechnung verstehst Du nun? Ich muß Dich bei Deinem Geiz packen, geizig bist Du auch, wie alle vernünftigen und unabhängigen Frauen. Man sollte Euch sofort jeden Groschen wieder abnehmen und Euren Eigentümern für Euch Preise zahlen, wie in primitiven Zeiten. Eine Frau darf kein Geld in den Fingern haben! Es ist, wie wenn man einem Kind ein Messer in die Hand gibt oder meuternden Rekruten Gewehre.

Da hast Du meine Meinungen, ich denke, Du kannst sie vertragen, weil Du an Anbetung gewöhnt bist. Ein Meerschweinchen auch noch anbeten! Das fehlte!

Du sollst das große Einmaleins lernen, und Du wirst es lernen! Gib mir einen Kuß darauf! Ich bin Dir doch gut. Warum kommst Du nicht und bist einfach da und bleibst da? Alles übrige findet sich von selbst. Du denkst an alles übrige, niemals an die Hauptsache. Du bist ja gar nicht verliebt. Du bildest es Dir bloß ein und bist über Dich selbst gerührt und weihst Deiner eigenen Opferbereitschaft Tränen.

C'est ça. Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Ich schicke Dir Gift und Küsse, mein Schlangentäubchen!

12.

Viareggio.

Ich bin um Dich in Sorge. Sicher bist Du allein, Du weinst, Du hast Dir ein ganz schlechtes, dunkles und kaltes Zimmer geben lassen — so sind die Wirte in diesem verfluchten Lande! Du ißt nicht, Du gehst nicht aus. Zu schreiben wagst Du nicht. Du leidest.

Schicke gleich ein Telegramm! Ich komme sofort wieder, wenn Du sehr unglücklich bist. Sei nicht unglücklich! Sei stark und schön! Sei Du selbst! Lächle!

13.

Diese Tage bleiben meine zärtlichste und kostbarste Erinnerung, es liegt blaue Heiterkeit über ihnen, weiße Sonne, vollkommenes Glück und vollkommenste Leidenschaftslosigkeit — Erlösungsstimmung.

Ich mag daran nicht rühren, selbst in Worten nicht. Ich kniee vor Dir nieder und küsse Deine Füße. Du zitterst ein wenig, stehst doch stolz und aufrecht. Du bist übermenschlich stark, die stärkste der Frauen, das Wunder — —

Ich glaube wieder an Wunder, ich bin beseligt, bin gut und rein. Aus dieser Stimmung entstehen die ganz großen Kunstwerke. Ich begreife es hier.

Ich male Dich im Bett, wie Du schläfst zwischen den schattenden Fittichen Deiner glatten Haare. Du schläfst wie ein Kind, und ich bin das wilde Tier, bin der Löwe, der

Wache hält über Deinen unschuldigen Schlaf. Ahnst Du etwas von Deiner eigenen Heiligkeit? Wurde je ein Mann in ähnlicher Weise begnadet, oder gäbe es auch nur einen Sterblichen, unter unsern beiderseitigen Bekannten, Spöttern und weisen Leuten, der an solche süße Wunderlichkeit glaubte? Das Gemeine glauben wir so leicht zu gern. Das Ungemeine, das Seltne, findet uns zweifelnd. Ich bin Thomas, der Bekehrte. Ich glaube.

— — — —

14.

Wie geht's der gnädigen Frau, meiner Süßen? Sie wandelt zwischen Kunstwerken im Vatikan, weiß und vollkommen wie diese, sie begeistert sich an hohen Taten gestorbener Helden und kniet im Dämmerschatten der Kirchen in Rührungstränen, die ihr so wohltuend zu vergießen sind? Springbrünnlein, mein trautes!

Römische Rosen schütte ich in ganzen Körben über Dich, blaue Glycinientrauben und deutsche gelbe Ostermorgensterne. Du stehst in einer Veilchenwiese und wendest Dich ein wenig zur Seite und siehst abwartend und schelmisch aus. Oder Du hebst den linken Arm und ziehst blühende Obstzweige zu Dir herunter, ich sehe nur Deinen Halsansatz im Nacken und das braune verschlungene Haar darüber. Deine Füße verhüllt das lichte, lose Gewand, es folgt Deinen Schenkeln in begleitenden und schmeichelnden Falten. Ich sehe deutlich die innere Beugung des Knies und weiß, daß die Haut dort rosiger ist, daß Adern klopfen. Du möchtest ausschreiten und hält doch still, um mich dort küssen zu lassen.

Ich hielt Dich eine Nacht, und Dein Leib zuckte. Es hat mich unendlich gerührt. Dein Willen blieb heiter und gelassen, ich spürte das schmerzliche Zucken Deines Körpers und habe ihn nicht getröstet. So war es viel holder. Wieviel Mal habe ich Dich schlafend in Dein Bett getragen? Du schliefst immer ein unter meinen Küssen, ich schlief nicht — nie!

Wie Du naiv bist, und leidest auch so kindlich und widerstandslos! Ich stelle mir vor, daß Du Ströme von Tränen vergossen hast, bis Deine Nase brandrot glühte und Deine Augen entzündet und verschwollen waren. Es freute Dich fast, daß Du so zugerichtet bist! Dann warst Du eingeschlafen und wachtest am Morgen froh und lächerlich gestimmt auf. Es ist Dein hübschester Zug, daß Du immer lachen kannst, mitten in einer Betrübnis, im gefühlvollen Aufschwung, — Boccaccio vererbte ihn Dir und Deine Ahne von Navarra, das königliche Kennzeichen alter Kultur und geistigen Gottesgnadentums! Du bist dann entzückend frech, um Dich aufzuessen oder um Dich zu hauen. Eigentlich bist Du nie genügend von mir gestraft worden, weil Deine kleinen Niedlichkeiten, Dein Kätzchengebaren, mich entwaffneten. Du sprichst zu gut. — — — Es ist ein Nachteil, aber man verzeiht Dir um die abbittende Dummheit Deiner leidenden und blonden Augen. Ja, blonde Augen! Schwarze sind tief, voll Tücke und Tatkraft. Früher zog ich solche vor. Jetzt liebe ich das Weiße, das Lichte, das Zusammengesetzte und Künstliche, — — — Dinge wie Dich und Sèvresporzellan und altitalienische Novellen. Nur Novellen, Dramen oder Romane liebe ich nicht mehr. Sie übermüden mich schon, zuviel Schweiß steckt dahinter, zuviel Wucht und Substanz, — sie erfordern Anstrengung, Denken und Fleiß.

Ich huldige der ausgeklügelten Faulheit. Ich modelliere Dich, immer Dich! Ich sehe Dich in Deinem Morgenbad, ich folge Dir, wie Du rasch und heiter trotz Deiner

Nacktheit durch das Zimmer gehst. Zwischen Deinen Zehen ist die Spanne, die die Füße antiker Statuen aufweisen, und die Lichter auf Deinen Schenkeln, während Du gehst, tanzen, weil Du Freude im Gang und in der Bewegung hast. Wie Du gesund bist und stark!

Du besitzest die vollkommene Schamlosigkeit der höchsten Gesundheit, und ich bin der Beschämte, weil ich mich manchmal frage, ob nicht die Gewohnheit Dich so schamlos machte oder ein früherer Lehrer, der Dich kindlich nackt kannte, und Dich über die Herrschergewalt Deiner Nacktheit aufklärte. Ein sehr großer Künstler müßte er gewesen sein, Er, den ich mir dann einbilde, ich bemerke auch seinen Abdruck auf Deiner Seele. Du denkst nicht wie eine Frau, Du denkst wie ein Mann, ein sehr reifer, freier und reicher Mann.

Ich wollte zuweilen, Du wärst mein Bruder oder ein junger Freund. Erst dann könnte ich Dich ganz kräftig und zärtlich lieben, wie Du geliebt sein müßtest.

Warum kommen mir immer Schatten und böse Dinge dazwischen, daß ich Dich nicht entzückt und dankbar genießen kann, als ein Kunstwerk, als ein Wesen ohne Geschlecht und ohne Schwäche, das einem Armen, Glaubenslosen und Ausgestoßenen gesendet war, um ihn ehrfürchtig und schaffensfreudig zu stimmen? Liegt die Kälte bei Dir oder liegt sie bei mir? Du warst bereit Dich zu geben, aber ich sah Deine Augen wie die einer Märtyrerin ersterben, Dein Gesicht war so weiß — —

Ich bin nicht Mann genug, um zu zerbrechen, als Künstler nicht genügend groß, um weiter zu bilden, neu zu bilden.

Ich möchte manchmal, daß ich dies eine Stück von Dir nicht gesehen hätte. — Keine klassische Statue könnte vollkommener sein, und vor der Klassizität beugte ich mich in dem Moment — jetzt zuweilen sehe ich es anders. In mir wohnt eine gewisse zerstörerische Wut, die vom ursprünglichen Mann stammt, und sehr viel Ehrfurcht vor der Schönheit, weil ich der Schönheit lange gedient habe und sie nie umarmen durfte. Warum wurde ich ein Künstler und bin es doch nicht genügend? Ewiges Unvermögen wirkt so lähmend, es macht schlecht — neidisch!

Laß mich zu Dir ganz konfus und durcheinander sprechen, wie die Gedanken mir aufsteigen. Sie jagen sich in mir und drängen alle zu Dir.

Immer sehe ich Dich verschieden. Manchmal bist Du mir ganz fremd, die fremde Frau, die Dame, die sich mit Diamanten schmückt und zum Ball geht. Dann sehe ich Dich wieder, wie Du zart und süß ganz in meiner Gewalt warst, so ganz! Ich legte die Hand auf Dein Herz und fühlte es wie einen Vogel verstört warten und flattern.

War ich gut zu Dir, oder einfach ein Feigling, ein Gelähmter? Bist Du dankbar oder verachtest Du? Ich sehe Dein kleines, weißes, schlafendes Gesicht mit den schweren Lidern und dem heiteren Munde. Es gibt mir keine Antwort. Ich wage nicht, Dich zu wecken. Ich sitze da und hüte Deinen Schlaf. In mir wühlen alle Dämonen, ich könnte stöhnen.

Manchmal könnte ich Dich, glaube ich, ermorden ohne Gnade. Ich könnte Dir die Kehle durchschneiden. Du bliebest immer gleich schweigend und bleich und behieltest Dein Geheimnis.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaltung der modernen Kultur.

Von Oscar A. H. Schmitz.

Die Möglichkeiten einer deutschen Kultur, die sich während Goethes Leben, teilweise unabhängig von ihm, zeigten, schwanden mit den Personen ihrer Träger. Unsere nach mehreren Pferdekuren endlich erzwungene Einheit umschloß eine häßlichere Barbarei, als jene altmodische vor dem klassischen Zeitalter gewesen war. Der plumpe, doch bescheidene deutsche Michel war ein schnauzbärtiger Unteroffizier geworden, der umständliche, aber oft feingeistige deutsche Gelehrte wurde durch eine Sorte Journalisten verdrängt, die mit Unbeholfenheit einen leichten Stil versucht, unwahrhaftig ist mit der aufdringlichen Gebärde der Loyalität, vaterländisch mit großstädtischen Emporkömmlingsmanieren, großsprecherisch und doch flüchtig gebildet, hochfahrend gegen alles Fremde und nur summarisch darüber unterrichtet. Es soll offenbar der Beweis geliefert werden, daß Neudeutschland von lauter unternehmungslustigen Besserwissern bevölkert ist; und das Schlimmste: von diesem Geist zeigt sich das offizielle Deutschland, die Politik, ja die Universität immer mehr durchdrungen; unbewußt vielleicht identifiziert es sich mit ihm.

Demgegenüber gibt es in dem heutigen Deutschland noch etwas anderes. Ich bitte um die Erlaubnis, es vorläufig mit dem nicht viel sagenden Wort „moderne Kultur“ etikettieren zu dürfen. In den achtziger Jahren, denke ich, begannen die Bewegungen, die, sehr unter sich verschieden, zum Teil einander feindlich, sich alle modern nannten. Gemeinsam ist ihnen nur, daß sie das offizielle Deutschland befehden oder vielmehr von ihm befehdet werden. Diese Moderne — man nennt sie naturalistisch — hatte naturgemäß etwas Hastig-Verspätetes, Gewaltsam-Opponierendes, Nachholenwollendes, Traditionslos-Abgebrochenes. Noch die in den siebziger Jahren Geborenen erfuhren von ihr als mehr oder weniger Erwachsene, wurden teils verführt, schon Erworbenes aufzugeben, fühlten sich teils rauh abgestoßen oder traten in eine schwankende Stellung zu ihr. Ihre Kindheit ist nicht in dieser Kultur, ja sie ist ihrer Kindheit feindlich, sie läßt sie die Fehler ihrer Erzieher erkennen. War ihre Jugend karg und dunkel, dann ist die Moderne die Erlöserin, sie glauben in ihr Antwort auf alle Fragen zu finden; für sie ist altmodisch und modern wie schlecht und gut. Es ist eine nuancenlose, doktrinäre, feindselige Moderne, eine ecclesia militans. Andere aber hatten Grund, ihre Kindheit zu lieben, sei es, daß noch die traurliche Sonne der Goethe- und Romantikerzeit in die altmodisch stimmungsvollen Stuben ihrer Jugend von dem silbernen Scheitel der Großmutter widerstrahlte oder das Herz eines weltbürgerlich gesinnten Vaters erwärmte, sei es, daß Beziehungen zur Fremde das Haus mit schönem Gerät erfüllten und den Verkehr durch zierlichere Formen veredelten. Diese mit reicheren Erinnerungen Gesegneten konnten sich nur mit Vorbehalten zur modernen Kultur bekennen. Sie wollen ihre Kindheit, ihre Eltern nicht schmähen lassen, nicht verleugnen. Da sie Ueberlieferungen mitbringen, ist ihr Blick für den nur relativen Wert des Neuen scharf. Zu ihnen gesellen sich die, welche in den achtziger Jahren geboren, die frühere Grobgeistigkeit kaum selbst erlebt haben. Ihre Knabenzeit schwankte schon nicht mehr zwischen Scheffel und Paul Lindau, zwischen Christentum und „Kraft und Stoff“, ja die Verbindung Hauptmann und Sudermann war bereits gelöst, sie umstritten auf der Schule Hofmannsthal und George, schon war Nietzsche der Pharus, nach dem sich ihre Begeisterungen orientierten.

Aus diesen verschiedenen Vorbedingungen ergeben sich zwei scharf unterscheidbare Strömungen der modernen Kultur, d. h. scharf unterscheidbar für das geistige Auge; in der Wirklichkeit ist die Entwicklung nicht immer so reinlich. Es finden sich viele Grenztypen, die teils aus echten Ursachen, teils nur aus geistiger Konfusion oder Unausgesprochenheit

der Instinkte halb im einen, halb im andern Lager stehen.

Die doktrinäre, kämpfende Moderne ist in ihrer Seele eigentlich gar nicht modern, sondern nur neu und kühn im Ausdruck ihrer Forderungen. Sie ist das endlich ganz zu sich selbst gekommene, bewußt gewordene mittlere Bürgertum, das alle lügnerische Nachahmung aristokratischer Formen aufgeben will, besonders jene ursprünglich in der Hofluft, dazu meist in französischer, gewachsenen Konventionen, die ihm — offen gestanden — nie eine Erleichterung, sondern nur eine Hemmung seines auf Zweckvernunft gegründeten Lebens waren. Das besitzende Bürgertum dagegen hat stets mehr oder weniger die Sitten des Adels adoptiert; nicht immer ohne Recht: unser städtisches Patriziat steht dem Adel nicht nach in den Eigenschaften, die eine seit Generationen einwandfreie Kinderstube unter Umständen gewährleisten kann. Was sollen aber die Urteile und Sitten einer Gesellschaft für den, der ihre Wohltaten nicht genießt? Für ihn werden sie Vorurteile und Unsitten. Warum soll sich jemand einen unbequemen Ehrenkodex aneignen, wenn er doch nicht für voll genommen wird? Warum soll man politische und religiöse Ueberzeugungen eines Standes vertreten, dessen Betätigungs- und Denkbedürfnisse den eigenen nicht entsprechen, ja zuwiderlaufen? Warum sollen in engen Verhältnissen die strengen Bindungen des Liebeslebens gelten, die nur vom Standpunkt der großen Familien berechtigt sind? Warum muß ein besitzloses Mädchen verkümmern, um nicht gegen die Familientraditionen zu verstoßen, von denen sie ganz und gar nichts hat, während das voraussetzungslose Geschöpf aus dem Volk wie ein Singvögelchen den Frühling seiner Jugend genießt? Warum soll man sich den Luxus eines Salons bezahlen, den man nicht benützt, warum auf Reisen, Schauspiele und dergleichen verzichten, weil die allein standesgemäßen Hotels, die I. und II. Klasse der Bahnen, die eleganten Theaterplätze teuer sind? Gegen diesen Unsinn im Großen wie im ganz Kleinen empört sich der bewußt gewordene bürgerliche Mensch. Nichts ist echter und aufrichtiger, als das Abschütteln dieser Konventionen durch einen Stand, für den sie nicht gemacht sind, nur glaube man nicht, daß damit irgend etwas Positives geschaffen ist, etwas wie eine neue Weltanschauung; ja, es ist nicht einmal ein objektives Urteil gewonnen, denn alle diese abgeschüttelten Konventionen sind dadurch nicht als schlecht, sondern nur als für gewisse Klassen unfruchtbar erkannt. Im Augenblick aber, da man diese Kette von Negationen als Weltanschauung anspricht, die das Negierte zugleich als absolut verwerflich hinstellt, entsteht jene heute so häufige Pseudoweltanschauung: der Individualismus. Die Gesellschaftsgruppen, welche zur Erleichterung des Verkehrs oder zur Zier Konventionen brauchen, werden indessen ganz von selbst das alte aristokratische Erbe antreten und es ihren heutigen Bedürfnissen entsprechend verwalten. Nur der aber wird sich vernünftigerweise solchem Zwang zugunsten einer Gruppe unterwerfen, dem diese Gruppe dafür alle Vorteile der Zugehörigkeit gewährleistet. Und für ihn ist es kein Zwang, sondern natürlicher Trieb.

Der genialste, grausamste Darsteller moderner Gewissenskämpfe um die Aufrichtigkeit gegen die Lüge ist Ibsen*), einst der Inbegriff der Moderne, und heute wieder so vielen modernen Menschen fast fremd; denn jene Modernen, so echt sie sind, haben bloß Irrtümer abgeschüttelt, sie sind nicht, wie sie wähnen, Entdecker von Neuland. Darauf beruht der Streit, ob Ibsen der Vorläufer der neuen oder ein Ausklang der alten Zeit ist. Darum wirkt Ibsen, so interessant er ist, so qualvoll. Die Kämpfe eines Rosmer oder Allmers, so sehr sie uns packen, sie machen uns nicht unser Leben bewußt, sie bereichern uns nicht mehr.

An Stelle der Konventionen suchen die Modernen, deren Dichter Ibsen ist, eine ideale Vernunft zu setzen, nicht die gebieterische Vernunft der Tatsachen, zu denen auch die Kon-

*) Nur um eine Seite Ibsens handelt es sich hier, nicht um eine Kritik der unangreifbaren Kunstwerke: Die Wildente, Hedda Gabler, John Gabriel Borkmann.

vention, die Ueberlieferung, die Lüge, die Schwäche, die Untreue, kurz alle Menschlichkeiten gehören, sondern eine aprioristische Vernunft, die in gerader Linie abstammt von der Göttin der französischen Revolution. Es sind Blutsverwandte, nur aus verschiedenen Generationen, die da rufen: „Alle sind gleich“ oder „Alle sollen Adelsmenschen werden“. Es sind Ideologen, die den Frieden der Unwissenheit, das Glück der Abhängigkeit vernichten, weil sie den Frieden und das Glück nicht sehen, sondern von der Idee ausgehen, Unwissenheit und Abhängigkeit dürften aus ethischen Gründen nicht sein. Solche an das Leben gelegte „ideale“ Maßstäbe können, wie man unter dem Konvent gesehen hat, Fanatiker und Tyrannen schaffen, aber die modernen Gewissen sind zart, und wir erblicken nur noch hektische Menschlein, die sich „Lebensaufgaben“ und an das Leben „ideale Forderungen“ stellen. Ihre weltfremde, zwar unmittelbar auf das Leben zielende, aber es immer verfehlende Vernunft hat sie hysterisch gemacht.

Ibsens Gestalten zeigen manchmal, wie diese Lebensschwäche von neuem zu einer jenseitigen, hinter den Rampen beginnenden, zerstörerischen, absoluten Ethik führt, welche dieselben Leute im Theater beklatschen, die sie im Leben für überspannt und verstiegen erklären würden; man denke an den von dieser Moderne zerfressenen Rosmer, der von der lebendigen Rebekka das Opfer ihrer selbst verlangt, damit er wieder an den Adel der Menschheit glauben kann. Wenn Rosmer auch das Christentum ausdrücklich abgeschworen hat, wenn seine Tat, der Selbstmord, auch dem christlichen Sittengesetz widerspricht, dieser Gewissenskämpfer und Seelenquäler, dieser Priester seiner selbst, dieser Missionar des Neumenschentums, er ist ein sinnenschwacher Christ in neuartiger Verkleidung, der nicht aus dem Selbstbetrug herauskommt: die letzte Phase des Protestantismus! Muß man das neue weiterweisende Element nicht eher in der „gewissenlosen“, aber von Rosmer infizierten Rebekka finden, in Mortensgaard, der ohne Ideale leben kann, und in Ulrik Brendel, der es nicht kann? Und steht es mit der Modernität des Allmers in Klein-Eyolf nicht ebenso wie mit Rosmer? Und scheint es nicht, als ob Ibsen selbst in seinem Epilog noch bis an die Pforte gelangt wäre, jenseits welcher „ideale Forderungen“ und dergleichen vor dem Leuchten lebendigerer Sehnsüchte und Taten erblassen?

Diese Moderne ist nicht positiv-schöpferisch; wenn sie sich in ihrer äußeren Lebensgestaltung als bewußt gewordenes Bürgertum erweist, so ist sie in ihrer Ethik und Aesthetik vom Dogma befreiter Protestantengeist.

In ihrer Ethik: Manche predigen mutig die freie Liebe, aber sie sind in ihren Forderungen puritanischer und unerbittlicher als die Verfechter der gebundenen Ehe, welche, seitdem sie besteht, allerlei der Menschennatur entsprechende Kompromisse und Ventile gestattet. Und merkwürdig: dieser dogmenbefreite Geist, immer wieder schafft er neue Dogmen, wie eine zehnmal geschnittene und gebrannte Wunde immer wieder Eiter hervorbringt.

Die „freie Liebe“, die scheinbar die Liebe von dem Konventionellen, das Leben von einengender Satzung befreien will, tut das Gegenteil. An Stelle der längst Leben gewordenen Sätze stellt sie willkürlich ersonnene, von der Gleichheit der Geschlechter, der gleichen Berechtigung aller Individuen und der Allmacht einer absoluten Vernunft, die mit den Menschen wie mit gleichwertigen Zahlen rechnet, welche man bloß zu addieren braucht, um „Summen“ zu erhalten; oder diese Vernunft setzt gleich starke, ehrliche, stets ihrer selbst ganz mächtige und bewußte Kontrahenten voraus, die nur einen mündlichen Vertrag abzuschließen brauchen, um zusammen gute Geschäfte zu machen. Ach, die Wirklichkeit ist so ganz anders mit ihren Zufällen, Schwächen, Eitelkeiten und Begierden, die das Leben ausmachen!

Aehnlich sind gewisse ästhetische Forderungen begründet. Diese von „Vorurteilen“ sich frei ringenden Modernen sind nicht unberührt geblieben von jener zweiten jüngeren Strömung. Sie erkennen die Berechtigung, ja die Notwendigkeit der „Form“ an, sie sind

neuerdings sogar auf eifriger Jagd danach, aber die Form soll ihrer Vernunft jeden Augenblick übersichtlich werden, nicht symbolisch als ein Stück Weltgeschehen *dasein*, sondern etwas bedeuten.

Wenn sie sich auch künstlerisch zuerst im Naturalismus manifestierten, alles Phantastische und Romantische als unwahr verwerfend, so akzeptieren sie doch heute auch den sogenannten Symbolismus als eine Art Zeichensprache für ihre vernünftigen Sätze, die sie in ihm bildlich ausdrücken wollen. Das halten sie für das Aesthetische. Sie wollen nie das uninteressiert Künstlerische, sondern Dinge wie deutsche Seele, Bodenständigkeit, Gemüt, Innerlichkeit, Persönlichkeitswerte, Reformkleidung, bestenfalls geschmackvolle Dekoration. Sie verlangen etwa Heimatkunst gegenüber „wurzellosem Europäertum", organische Entwicklung der Kunstformen gegenüber der „geschmacklosen" Verwilderung des Rokoko, denn sie sind bestochen und bestechen durch scheinbar plausible Prinzipien, wie dies: „So wie die Pflanze ihre Säfte aus dem Boden zieht, so muß sich die Seele des Menschen aus seiner Landschaft nähren" oder „Jede Kunstform sei der ehrliche Ausdruck einer tatsächlich wirkenden Kraft, sonst ist sie lügnerisch." Auf diese Sätze des Verstandes aber antwortet die Wirklichkeit so: die Landschaft vieler moderner Menschen ist nicht das Heimatdorf, sondern der Boulevard, der Salon, das Café, das Wohnzimmer, das Boudoir, der Zirkus, die Matrosenkneipe, und was sie aus solchen Umgebungen ziehen, ist oft echt, während eine Rückgewöhnung zur Scholle unwahr, unaufrichtig, intellektuell wäre.

Es klingt paradox und ist doch eine ganz einfache Tatsache: diese Heimatkünstler sind künstlicher, affektierter, „literarischer" und darum perverser, als etwa Aubry Beardsley, der naiv aus *seiner* Welt, aus seiner seelischen Landschaft und Heimat schuf und darum echt ist; womit ja nicht gesagt sein soll, daß nicht auch die Scholle noch manchem modernen Menschen wirkliches Erleben sein mag. Aber man kann nicht genug Mißtrauen gegen die Bodenständigen haben. Fast immer sind sie Schwindler, oft ohne es zu ahnen. Sie sind vom spontan künstlerischen Erleben so fern wie Nazarener oder Neu-Präraffaeliten. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß aus dem logischen Ausdruck organisch wirkender Kräfte Kunstformen abzuleiten sind. Aber außer den Eisenkonstruktionen gibt es noch immer die unerklärbaren wilden Wunder der indischen Tempel, der späten Gotik und des Rokoko, in denen doch noch ein anderes Leben glüht, flammt und knistert.

Nun will ich beileibe nichts gegen die Vernunft sagen. Der deutschen Gefühlsverwirrung und Denkschwere kann klare Vernunft gar nicht genug empfohlen werden. Solange diese Moderne rein praktische Forderungen an die Tatsachen stellt, weder in ethische noch ästhetische Gebiete übergreift, sondern nur die sozialen Beziehungen vernünftiger regeln und abstufen will, muß sie durch Aufrichtigkeit und Konsequenz oft imponieren. Sie bekennt Farbe, wohnt nicht mehr zwischen Renaissance- und Rokokoimitationen, glaubt nicht mehr an Titel und Examina usw.

Politisch wird diese bürgerliche Moderne nicht etwa durch den Liberalismus vertreten, der sich aus der oft noch unklaren und unwahren Großbourgeoisie rekrutiert, sondern durch die Sozialdemokratie, *die einzige wirklich bürgerliche Partei*, die wir haben, und der wir im praktischen Leben vieles Gescheite verdanken; der sozialdemokratische Geist stammt nicht aus dem Volk, sondern aus jener breiten Schicht Gebildeter, deren geistige Bedürfnisse in so erstaunlichem Mißverhältnis stehen zu ihrer materiellen Lage. Diese Schicht existiert in keinem Lande in solcher Ausdehnung und Bedeutung als in Deutschland; sie ist stets für das deutsche Geistesleben charakteristisch gewesen. Sie war der Boden für den Protestantismus und in ihrem Klima gedieh der philosophische Idealismus der Vergangenheit; ihre Modernität verrät noch diese Abstammung. Sie ist ernst, nüchtern, abstrakt. Wenn man aufhört, in dieser Moderne eine positive Welt-

anschauung zu sehen, so kann das Bewußtwerden einer so wichtigen Klasse der Gesellschaft als ein eminenter Fortschritt zur Klarheit aus der Verwirrung der Gegenwart betrachtet werden. Wir sehen bereits eine rationell beschäftigte Mittelklasse von Technikern, Kaufleuten, Aerzten, Beamten, Lehrern, eine Art Samurai des praktischen Lebens. In intellektuellen, ästhetischen wie ethischen Fragen sind sie nur Publikum, ihr eigener Ruhm ist die Tüchtigkeit. Sie leben vernünftig, wie es ihnen paßt, ohne Vorurteile, und sie haben recht, solange sie keine orthodoxe Weltanschauung daraus ableiten, wenn sie es zweckmäßig finden, nur aus Liebe zu heiraten oder etwa auf den Kunstwart zu abonnieren. Die Mitglieder dieser guten Mittelklasse sind noch nicht alle bewußt geworden. Noch mancher hält sich für einen Proletarier, der ein tüchtiger Bürger ist, mancher Bürger trübt sein Bild noch durch einen Hahnebüchenen Aesthetismus, und mancher Aristokrat mit ausgesprochen bürgerlichen Instinkten wird bloß durch Standesvorurteile an freier Betätigung seiner Gaben gehindert.

Zum Schluß möchte ich noch die Umrisse jener zweiten Gruppe der Moderne zeichnen. Sie ist dezidiert unbürgerlich, aber schwankt unentschieden zwischen Aristokratismus und Anarchie. Man hat sie sowohl hypermodern-dekadent, als rückschrittlich-romantisch genannt, un- und außermoralisch und weltfremd, übertrieben formal und alle Formen auflösend. Denkt man bei ihrer Gruppierung nur an den Gegensatz zu jener ersten modernen Strömung, so treten die heterogensten Elemente sich nahe: Hofmannsthal und Wedekind, George und Altenberg (der übrigens in der letzten Zeit eine merkwürdige Schwenkung zu den Vernünftlern gemacht hat). Man nennt sie bald reaktionär, bald auflösend, weil sie nicht auf einen Fortschritt der Menschheit deuten, aber sie sind urlebendig, neu und ganz jung, weil sie statt dessen die Buntheit der Lebensentfaltung sehen. Glühende Skeptiker möchte ich sie nennen. Sie erkennen das Irrationelle der Tatsachen als das Merkmal alles Lebendigen gegenüber den toten Postulaten weltverbessernder Theoretiker und Systematiker. Form und Inhalt sind ihnen eins, denn das Symbol ist für sie etwas Konkretes, gewissermaßen verdichtete Wirklichkeit; Gesundheit und Krankheit werden ihnen fließende Begriffe; sie interessieren sich, auch wenn sie selbst kümmerlich leben müssen, künstlerisch nicht unmittelbar für die den Kampf ums Brot berührenden Probleme, die mit einigen Tausendmarkscheinen lösbar wären. Darum hat man geglaubt, sie vertreten die Weltanschauung derer, die von ihren Renten leben, ja man hat sie gewissermaßen als entartete Söhne der Großbourgeoisie gebrandmarkt, welche die nötige Zeit haben, allerlei phantasievolle Gespinste auszusinnen. Nun, es ist gleich, woher sie stammen und wie sie zum Besitz stehen. Künstlerisch hat einer seine Stellung zu dem „festen" im Leben mit den Worten charakterisiert: „Das Leben ist eine Rutschbahn," was im Grunde eine Paraphrase des heraklitischen „πάντα ῥεῖ" ist, und ein anderer hat die sehr unbürgerlichen, halb aristokratischen, halb anarchistischen Worte gefunden:

„Wie, junger Mensch, du hast nichts und du willst
dies weiter tragen? Armut, dies Gefängnis,
aus dem man nicht entspringt, weil's mit uns läuft?
Den Hohn und Speichel einer solchen Bettel!
Du hast nichts, drum hat jeder dicke Schuft
von Seifensieder ja dein Haus, dein Bett,
und küßt deine Geliebte, spürst du's nicht so?
Vielmehr er hat ein Recht auf ein Stück Fleisch
aus deiner Brust und darf das Messer noch
an deinem Haar abputzen! Spürst du's so?
Wir werden spielen, wart, wir werden spielen
. . . Nägel kauen,
an einem schmutzigen Kanal die Lake
von Stockfisch atmen und auf feuchtem Stroh
von weißen Knien mit goldnem Strumpfband träumen,
bis das Geheul der Katzen auf den Dächern
dem Traum ein Ende macht.

Verfluchtes Leben! . . . . . Hast du keine Schwester?

Zur Kupplerin mit ihr! Was, keinen Bruder, an den Kapellmeister, der Bubenstimmen für Engelchöre braucht, ihn zu verkaufen? Auch nicht? So ging ich und verhandelte das Leben eines Menschen, den ich nie gesehen . . .“

Diesen Modernen ist die Vergangenheit nicht Autorität, aber ebensowenig ist sie ihnen tot. Die gefallenen, faulenden Stämme einstiger Kulturen wollen sie nicht wiederaufrichten, aber plötzlich überziehen sie sich mit neuem Grün, die verwesenden Zeiten werden ihrem kecken bunten Blumenflor zur fruchtbaren Scholle, zum lebenspendenden Dünger. Kein gewaltsames Brechen mit gefälligen, aber unvernünftigen Traditionen, kein gezwungenes Anknüpfen an starr gewordene Formen. Lächelnd akzeptieren sie die Konventionen, sie sind ihnen Stütze, nicht Hemmschuh, und ebenso lächelnd setzen sie sich über sie hinweg, aber ohne Aggressivität, ohne Besserwisserei. Sie wahren und zersetzen zugleich, sie sind unerbittlich logisch bis zum Paradoxen, aber sie vernünfteln nicht, sie sind zu feingeistig, um doktrinär zu sein. Schon die Fragestellung: altmodisch oder modern? aristokratisch oder sozial? Ehe oder freie Liebe? lehnen sie ab. Jedes Ding ist in sich und im ganzen Sein begründet. Keine „Forderungen“ in das Leben tragen, die immer was von einem Geschäft an sich haben. Unentgeltlich leben, bald sich frei verschenken, bald sich hinter den Konventionen bergen; als Abenteurer oder als Gentleman existieren, als Courtisane oder als Lady, das ist gleich, nur immer reinlich sein, nur nicht in Barchentunterzeug und Reformkleidung eine neue Menschheit postulieren!

Toleranz! Außer gegen die Intoleranten, die Fanatiker, die Systematiker, die Ethiker! Nichts verurteilen, nicht einmal die Libertinage, denn „il n'y a pas de mal en bonne compagnie“. Man strebt nach vollkommener Freiheit und kann sich darum lächelnd alle Unwahrheiten gefallen lassen. Keine Gefahr, daß man auf sie hineinfällt oder ihr Sklave wird. Es gibt nur *eine* Lüge, die gemein und verächtlich ist und darum schnell zugrunde richtet: die Lüge gegen sich selbst. Napoleons Lügen sind prachtvoll, solange er sie nicht selber glaubt, aber Zeitungslügen, Parteilügen sind darum so schmählich, weil kein Mensch dahintersteht, der sie bewußt erfindet, sondern weil ganze Menschheitsschichten ihr bißchen Echtheit an sie abgedankt haben, in der Meinung, sich damit zu erhöhen.

Man hat diese Anschauungen ästhetenhaft, faul, ancien régime genannt. Sie sind insofern allerdings nicht modern, als sie zu allen Zeiten mehr oder weniger die innerste Ueberzeugung derer waren, die von kleinlichen Banden losgelöst lebten. Im Grunde gibt es ja nichts Neues unter der Sonne. Sie hemmen nicht im mindesten den Tatentrieb, wenn sie auch einer gewissen metikulösen, für viele Berufe nötigen Tüchtigkeit im Weg stehen mögen, aber man kann mit dieser Weltanschauung Offizier, Industrieller, Künstler, Prälat und Zirkusreiter sein. Modern sein heißt jederzeit: sich mit dem „Werden“ und „Vergehen“ eins fühlen, ohne ihm die willkürlichen Gesetze eines künstlichen „höheren“ absoluten Seins aufzuerlegen. Ein ruhendes „Sein“ gibt es nirgends, das ist eine begriffliche Fiktion. Sein = Stillstand = nichts. Nur das Werden und Vergehen ist Wirklichkeit und Göttlichkeit zugleich. Dionysos ist Bewegung, Glut und Rausch. Wer durch Stabilisierung einen ruhenden Zustand schaffen will, ist feig, hat Angst vorm Leben, vorm Morgen, er will sein Schäfchen ins Trockene bringen.

Vielleicht kann die Menschheit diese Lebensauffassung nicht vertragen. So möge sie denn das Salz der Erde sein, während die große Menge ackert, knetet und bäckt!

Dr. David Jayne Hill.

Der 11. März 1902.

Am Dock von Hoboken wiegt sich der schneeweiße Körper der kaiserlichen Jacht „Hohenzollern“ auf den Wellen. Prinz Heinrich von Preußen ist an Bord. Die zehnte Mittagsstunde. Die Schlote des majestätischen Schiffes beginnen mächtige Rauchwolken auszuwerfen und langsam macht die Jacht los; sie trägt den Bruder des deutschen Kaisers, der zur Taufe des Meteor und um die Deutschen im Jankeelande zu begrüßen, Amerikas Staaten durchquert hat, über den Ozean zurück. Lustig flattert der Heimatwimpel im Winde.

Eine Woche zu früh, sagt man, ohne die letzten Punkte des festgesetzten Programms abzuwickeln, verläßt der Prinz die Gestade der Union. Was tut's? Der Großadmiral der deutschen Flotte hat andere Pflichten, als sich auf Amerikas Boden noch länger den Anstrengungen der Repräsentation hinzugeben.

Mit ihm verläßt der deutsche Botschafter v. Holleben die Staaten — so stand's in den Blättern. Doch nein, v. Holleben kehrt nach Washington zurück.

Die „Hohenzollern“ gleitet unter dem Salut der Küstenforts zum Hafen hinaus. Auf die Danksagung des Prinzen Heinrich läuft von Teddy Roosevelt noch in letzter Stunde die Depesche ein:

„Nicht allein ich habe mich persönlich Ihres Besuches erfreut, sondern auch im Namen meiner Landsleute möchte ich Ihnen das Vergnügen aussprechen, welches uns bereitet wurde, Sie zu sehen und das wahrhaft Gute zu erkennen, das Ihr Besuch zur Förderung des Freundschaftsgefühls zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gehabt hat. Es ist mein ernstlicher Wunsch, daß dieses Gefühl stets wachsen möge. Frau Roosevelt sendet ihre herzlichsten Grüße, und auch Frl. Roosevelt würde es tun, wenn sie nicht abwesend wäre. Drücken Sie bitte meine herzlichsten Grüße Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser aus. Nochmals danke ich Ihnen für Ihren Besuch und wünsche Ihnen alles Glück, wo immer Sie auch sein mögen.

Theodor Roosevelt.

Weißes Haus, Washington, 11. März 02.“

Alles schien in schönster Ordnung.

Dann kam der 12. März.

Die Abendblätter der großen New Yorker Zeitungen veröffentlichten in Sperrdruck ein sonderbares Telegramm.*)

„Hat Washington von Hollebens Abberufung gefordert? Es geht das Gerücht, daß einem der fremden Gesandten anheimgegeben wurde, das Land zu verlassen! Der deutsche Botschafter von Holleben ist der fremde Gesandte, von dem gesagt wird, daß er so sehr das Mißfallen der amerikanischen Regierung erregt habe, daß ihm seine Pässe zugestellt wären.

Dem Berichte nach wird der Zwischenfall nicht zu einer Verschlechterung in den Beziehungen der beiden Länder führen.“

Dem Korrespondenten des North American wird weiter gemeldet:

„Die dem Botschafter bewilligte Zeit ist von 48 Stunden auf 30 Tage verlängert worden.

Der Botschafter hat in den Angelegenheiten einiger Korporationen intrigiert, und es ist wahrscheinlich, daß seine Regierung später eine richtigstellende Erklärung abgeben und so den Vorfall beschließen wird.“

Das geschah am 12. März.

Staatssekretär Hay suchte zunächst, wenn auch nur schwach, die ganze Angelegenheit zu dementieren.

David Jayne Hill, von 1898—1903 Unterstaatssekretär, sagt man, sei weniger reserviert gewesen.

Man schrieb ihm mit Recht oder Unrecht Aeußerungen zu, die in der öffentlichen Meinung die Ansicht verbreiteten, daß nur mit Mühe während der Anwesenheit des Prinzen Heinrich der Hollebenkrach unterdrückt worden sei, ja man raunte sogar, daß eine starke, maßgebende Partei bestanden habe, deren Ziel es war, noch im Beisein des Bruders Kaiser Wilhelms II. die Affäre zu provozieren.

Endlich legte man ihm die Worte, wie wir sie in ähnlicher Fassung auch bei Witte*) publiziert finden, in den Mund: „Wir sind in erster und letzter Linie unserm Volke verantwortlich! Ist die Wut des Volkes einmal entfacht, so gibt es für uns kein Zurück mehr.“

Heute sind sieben Jahre seit jenen Geschehnissen verstrichen. D. J. Hill, seit 1905 außerordentlicher Gesandter der Vereinigten Staaten bei den Niederlanden, wird 1908 als Botschafter in Berlin designiert. Es heißt, er wäre an höchster Stelle nicht genehm! Weshalb? Zu arm, um ein würdiger Repräsentant in Preußens Metropole zu sein! Man liebt am Berliner Hofe Prunk und Reichtum.

Charlemagne Tower konnte mit beidem aufwarten, er war „persona grata“, er war aber auch nicht zur Zeit der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich Unterstaatssekretär gewesen.

Graf zu Fürstenberg.

*) Der Artikel ist im Auszug aus den Zeitungen wiedergegeben.

*) E. Witte, Aus meiner deutschen Botschaft. Leipzig 07.

Sankt Korfuzius.

Jauchze, Deutschland! Es begibt sich,
was der Dichter preisen soll.
Nie seit Achtzehnhundertsiebzig
war man so begeisterungsvoll.
Mag die Muse meine Leyer
segnen mit dem Weihekuß.
Brausen soll sie Dir zur Feier,
Heiliger Korfuzius!

Schutzgott jener hehren Insel
voll hellenischer Vernunft!
Deutsche Federn, deutsche Pinsel
bitten dich um Unterkunft.
Patriotischem Theater
mit Trara und Böllerschuß
sei ein milder Herbergsvater,
Heiliger Korfuzius!

Dreißigtausend Lämpchen leuchten
neudeutsch in den Dünensand,
welchen gleichfalls Tränen feuchten,
heiß geweint fürs Vaterland.
Lämpchen sind aus buntem Glase,
eingehüllt in Zuckerguß; —
und der Holzbock springt im Grase. —
Heiliger Korfuzius!

Spät noch meldet es die Chronik:
Das war eine große Zeit.
Damals schwamm in süßem Honig
jegliche Gelegenheit.
Damals kannt' die deutsche Seele
Sorgen nicht und nicht Verdruß,
und es klang aus jeder Kehle:
Heiliger Korfuzius!

J. Diot.

Rita Sacchetto.

Wenn Tanz Einheit ist und ein Ausströmen des Willens in das Körperliche, das dadurch rhythmisch bewegt und befreit erscheint, so daß ein Hinüberfließen von Einem zum Anderen, Körper Seele und Seele Körper zu werden scheint, so sind die Darbietungen der Rita Sacchetto nicht Tänze im eigentlichen Sinne. Ihnen fehlt die Einheit. Der Zusammenhang ist zerrissen. Etwas anderes ist an seine Stelle gesetzt. Einzelheiten, die ersetzen sollen; das Darstellende, das Kostümhafte, das Szenische; ein Apparat, der das Leichte, Blumenhafte tänzerischer Bewegungen erdrückt. Es mag das Bestreben leiten, den Tanz in einen größeren Zusammenhang eingliedern zu wollen. Dadurch aber verliert er sein Bestes und wird etwas Untergeordnetes, etwas Komödiantenhaftes. Nur allein gibt er sein Bestes her und wird Wesen. Nur der befreit ihn, der ihm den Mut zu sich selbst gibt, so daß er nichts anderes sein will als rhythmische Bewegung. Es kommt dadurch das eigentümliche Resultat zustande, daß man alles andere, einen Bühnenvorgang, eine Ausstattungsszenerie oder — da Musikstücke über Gebühr die Pausen dehnten, was bei einem guten Orchester noch angeht —, eine Konzertaufführung gesehen und gehört zu haben glaubt, nur nicht eine Tanzdarstellung. Ja, man könnte glauben, daß das alles alte Marke sei und nun erst die Reinigung, das Neue einzusetzen habe, das den Kern der Bestrebungen herausschält, der von Ueberflüssigem, Nebensächlichem überwuchert erscheint. Auch dann noch wäre das Eigentliche erst zu leisten. Denn, wie oben gesagt wurde, selbst wenn man das Tanzmäßige herausschält, bleibt nicht genug an Eigenart. Das Beiwerk ist altmodisch; und was den Tanz anlangt, so bleibt er im Konventionellen stecken. Es ist ein Springen, Wirbeln, Rennen, Gehen, dem der Sinn fehlt; es bleibt Stückwerk, es fehlt gerade die Hauptsache: das Rhythmische, die sinnvoll lebendige Verbindung. Das Tanzenkönnen mangelt in so erheblichem Maße, daß Berufstänzerinnen mit Recht sich abwenden werden. Ihnen wird es als Dilettantismus gröbster Art erscheinen. Was wirkt, ist dem alten Vorrat entnommen. Was neu ist, ist unreif, ist Versuch, ist Ratlosigkeit. Daher auch die Zuflucht zu dem Nebenwerk, zum Kostüm, zur Ausstattung, zur Pantomime, zum Dramatischen, was aber alles im Konventionellen, Schablonenhaften stecken bleibt. Jede Tänzerin springt und hüpft besser. Jede Schauspielerin mimt besser. Jede Bühne stellt bessere Kulissen.

Was bleibt also? Ein guter Wille; ein Versuchen, dem die Mittel, dem die Zucht fehlen.

Aber dem Publikum, das so gern handfeste Begründung hat, gefallen diese pantomimischen Kostümtänze; es kann sich an etwas halten.

Zudem war der Hof da und viele Offiziere.

Ernst Schur.

Warum hat Berlin kein Kant-Denkmal?

Eine wohl aufzuwerfende Frage.

Der bekannte Franzose Jules Huret, der durch seine Forschungsreisen in Deutschland zurzeit diesseits und jenseits der Vogesen viel von sich reden macht, hat kürzlich auch den Reichskanzler auf Norderney „interviewt", und er ist vom Fürsten Bülow, der ein Mann von Takt und Charme ist, zum Diner in seiner Villa Fresena in dem meerumrauschten Nordseebade eingeladen worden.

Das Tischgespräch kam bald auch auf ideelle Fragen, denn es ist ein Vorzug des Menschen vor dem Tiere, daß er sich beim Essen etwas denkt, wie denn auch dasjenige, was er sich beim Essen denkt, als ein Gradmesser der Bildung des Menschen gelten kann.

„Es drehte sich zunächst um die realistische Erziehung der deutschen Jugend," erzählt Jules Huret. „Ich erwähnte, daß ich an den deutschen Gymnasien und Universitäten eine fast vollständige Verdrängung der philosophischen Studien wahrgenommen hätte, und daß die Studenten sich um Hegel und Schelling nicht mehr kümmern wollten. Eine Frucht dieser rein auf das Praktische gerichteten Erziehungsweise sei es, daß in dem Vaterland der Philosophie große Philosophen zurzeit fehlten."

„Auch die großen Dichter fehlen uns," fügte Herr von Flotow zu.

„Wir haben auch kein Kant-Denkmal in Berlin," bemerkte die Fürstin.

Ich erwiderte, daß ich in der Siegesallee eines hinter der Statue eines Preußenkönigs gesehen hätte.

„Wir werden sicher ein Kant-Denkmal bekommen," sagte Fürst von Bülow . . . . . "

Die hier erwähnte Bemerkung der Fürstin Bülow hat, als ich sie las, einen fast beschämenden Eindruck auf mich gemacht, und daß gerade ein in Deutschland herumreisender Franzose sie vor aller Welt ausplaudern muß, ist meinem Gefühl nach für Berlin im besonderen und für Deutschland im allgemeinen eine ungeheure Blamage! Das von der Gemahlin des Reichskanzlers so gelassen ausgesprochene große Wort bestätigt von neuem die uralte Wahrheit: Undank ist der Welt Lohn! Auch seinem größten, bedeutendsten Philosophen, Immanuel Kant, gegenüber hat das deutsche Volk und in erster Linie die Stadt Berlin — also Preußen voran! — sich des schwärzesten Undankes schuldig gemacht.

Berlin, das Herz Deutschlands, der Brennpunkt aller norddeutschen Kultur, die Stadt, die sich ihrer, dank der Geistestaten deutscher Denker und Dichter, gewordenen Größe so gern und so selbstgefällig rühmt: diese stolze deutsche Kaiserstadt hat in ihrem großen Wald marmorner und eherner Denkmäler nicht ein einziges des großen Philosophen würdiges Standbild, des Geistesheroen, der den Grundstein, das geistige Fundament für Neudeutschlands Ruhm und Größe legte! Wie ist diese unglaubliche Tatsache zu erklären, heute, hundert Jahre nach dem Tode Immanuel Kants? Denn die von Huret erwähnte Büste des Philosophen in der Siegesallee sowie seine Figur am Fuße des Reiterdenkmales Friedrichs des Großen sind doch nicht als vollwertige und der Bedeutung des Königsberger Gedankentitanen würdige Bildsäulen anzusprechen.

Schon die Zentenarfeier des Todes jenes Mannes, der das deutsche Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts und seiner eigenen Zeit befruchtet hat wie kein anderer deutscher Denker, selbst Goethe nicht; bereits der 12. Februar 1904 ließ jeden wahren Kenner der Größe Kants die traurige Wahrnehmung machen, daß das deutsche Volk einen seiner besten Männer, seinen größten Wohltäter, seinen stärksten und machtvollsten Eroberer — fast vergessen hat!

Voran das offizielle Preußen, Staat und Regierung: weiß man da „oben“ nicht mehr, wer Immanuel Kant war, oder will man es nicht mehr wissen? Oder hat man über der himmelanragenden, weltausfüllenden Größe des Königsberger Philosophen seine kleine irdische, physisch-unbedeutende Person, weil sie nicht das vorschriftsmäßige Gardemaß besaß, aus dem Gesichtskreis verloren? Hat man gar verlernt, Kants Bedeutung zu würdigen; seinen Einfluß, von dem aller Geistessegen des neunzehnten Jahrhunderts und somit alle Kraft und Macht Neudeutschlands ausgingen? Konnte unter der hochflammenden Sonne der Kritik der reinen Vernunft, die heute alle Welt durchleuchtet, der stille, bescheidene Denker im Dunkel versinken, der dieses heilige Licht zur hellstrahlenden Glut entfachte und dadurch die Köpfe unserer besten und größten Geister mit den erhabensten Idealen befruchtete?

Wollte man alle diese hier aufgeworfenen Fragen erörtern und näher begründen, müßte man die Geschichte Deutschlands während der letzten hundert Jahre schreiben: in jeder Periode des letzten Jahrhunderts stößt der Geschichtsschreiber auf die Spuren Kants; ist doch das heutige Preußen-Deutschland der klare Ausdruck des kategorischen Imperativs, wenn auch freilich Staat und Gesellschaft noch weit davon entfernt sind, die in diesem Grundsatz des Kantschen Sittengesetzes aufgestellte ideale Forderung zu erfüllen: „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Aber wer wollte es leugnen, daß die moderne Kulturwelt in ihren hervorragenden Vertretern sich mit Eifer bemüht zeigt — freilich vielfach unbewußt —, den von Kant gewiesenen Bahnen zu folgen!

Von den Weimarer Dioskuren, die das Banner der Kantschen Ideale zuerst entrollten und unter diesem Paniere für die Erleuchtung der Menschheit, für Freiheit und Aufklärung kämpften, bis zu dem Toten im Sachsenwald, Neudeutschlands Roland, der, gleichsam selbst ein personifizierter kategorischer Imperativ, mit Blut und Eisen einen Teil der Gedankenwelt des Königsberger Philosophen — soweit menschliche Kraft es vermochte — realisierte; auf diesem langen weltgeschichtlichen Wege von Goethe und Schiller bis zu Bismarck hat der Adlerflug Immanuel Kants ewig unvergängliche Spuren hinterlassen: Die Spur von seinen Erdentagen wird in Aeonen nicht vergehen! Alle Denker und Dichter dieser letzten hundert Jahre standen auf den Schultern des „kleinen“ Riesen; viele nannten sich aus Begeisterung für die Größe seiner Ideen selbst Kantianer, und diese waren nicht die Geringsten seiner Schule; ich erinnere nur noch an Fichte, Herbart, Schopenhauer und Richard Wagner, von neueren an Helmholtz, Paulsen und Zeller als markanteste Kantianer.

Nicht oft genug und nicht laut genug kann es ausgesprochen werden: Das deutsche Volk hat nur durch den hohen Gedankenflug seiner zahlreichen und bedeutenden Denker und Dichter, die ihm unvergängliche Geistesschätze hinterließen und hehre Ideale wiesen, das herrliche Ziel einer von allen Völkern heute beneideten stolzen, fast unerschütterlichen Weltmachtstellung erreicht. Und das erste und hellste Geistesfanal hat Immanuel Kant vom nördlichsten Deutschland aus der Welt und insbesondere allen deutschen Völkern angezündet. Als ein Weck- und Sammelruf erschallte die Stimme des Philosophen von Königsberg allen deutschen Stämmen, die zerrissen und zerstreut die germanische Erde am Ende des 18. Jahrhunderts bewohnten, und das Signal dieses großen Sammelblasens war der kategorische Imperativ!

Und trotzdem, oder — um es frei heraus zu sagen — gerade deshalb hat Berlin kein Kant-Denkmal!

Berlin hat nach meiner, allerdings oberflächlichen Schätzung ca. neunzig Denkmäler, und zwar um die Mitte des Jahres 1907; denn der Zeitpunkt muß ausdrücklich festgestellt werden, weil gewisse Standbilder heutzutage in Berlin wie Pilze wachsen, und es daher leicht möglich ist, daß aus den neunzig Bildsäulen nach einem halben Jahre schon hundert geworden sind; zurzeit, also im August 1907, hat Berlin 90 Standbilder von Personen einer gewissen Berühmtheit; ich sage einer „gewissen“, weil mir einige darunter

mehr berüchtigt als berühmt erscheinen. Diese Zahl setzt sich zusammen aus ca. 20 Denkmälern von Dichtern, Komponisten, Philosophen, Naturforschern, Aerzten und Volksmännern und ca. 70 Bildsäulen von Fürsten, Fürstinnen, Staatsmännern und Feldherren. Die letztere Gruppe ist also 250% stärker als die erstere vertreten in der Hauptstadt des Landes der Denker und Dichter!

Ich betone: die Gesamtzahl ist nicht authentisch; ihre genaue Feststellung überlasse ich dem Statistiker; aber an dem Verhältnis der beiden Hauptgruppen zueinander wird auch eine andere, wahrscheinlich größere Gesamtzahl der Berliner Denkmäler nichts ändern, und dies zu konstatieren scheint mir für die Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage sehr wesentlich zu sein; sind doch von den ca. 70 Bildsäulen, die das Andenken von Fürsten usw. verherrlichen, über die Hälfte Vertreter des krassen Absolutismus!

Angesichts dieser unerhörten Tatsache, die noch beschämender für das deutsche Volk wird durch den Vergleich mit der geringen Anzahl von Denkmälern deutscher Geistesheroen — die Vertreter des Absolutismus sind fast doppelt so stark durch Bildsäulen in Berlin „verewigt“! —, in Anbetracht dieses „erhebenden“ Beweises des deutschen Servilismus, wie er noch im 20. Jahrhundert blüht, beantwortet sich von selbst die Frage: Warum hat Berlin kein Kant-Denkmal?

Schon zu seinen Lebzeiten hatte Kant zwei mächtige Widersacher: Die mit dem Absolitismus treu verbündete Orthodoxie. Hatte Friedrich der Große den stillen Denker im nordöstlichen Winkel seines Landes ruhig gewähren lassen, wofür eine gewisse Gedanken-Assoziation der beiden größten Preußen des 18. Jahrhunderts die beste Erklärung gibt, so änderte sich dieses menschlich-schöne Bild sehr bald, als nach Friedrichs Tod auf den freisinnigen Minister von Zedlitz der ehemalige Prediger Wöllner, der Urheber des Religionsediktes, folgte, ein Mann, der in seiner Beschränktheit Kant für einen „gefährlichen“ Neuerer hielt. Als der damals schon weitberühmte Philosoph seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ herausgegeben hatte, wurde dem Verfasser durch eine 1794 erschienene Kabinettsordre Friedrich Wilhelms II. wegen „Entstellung und Herabwürdigung des Christentums“ ein Verweis erteilt und allen theologischen und philosophischen Dozenten der Universität Königsberg untersagt, über jenes Werk Vorlesungen zu halten. Anfänglich unterwarf Kant als guter Preuße sich dem Edikt, das Absolutismus und Orthodoxie in frommer Gemeinschaft über ihn verhängt hatten; in einem Verantwortungsschreiben erklärte Kant, sich aller öffentlichen Vorträge über Religion auf dem Katheder und in Schriften enthalten zu wollen. Aber nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. glaubte Kant sich an das dem verstorbenen Monarchen gegebene Versprechen nicht mehr gebunden, und er äußerte sich fortan wieder sehr freimütig auch über Religion.

Diesen Ungehorsam, diese dreiste Auflehnung eines „Untertanen“ gegen das Gebot der hohen Obrigkeit hat die Orthodoxie, die von jeher eine Kreatur des Absolutismus war, dem Philosophen von Königsberg bis auf den heutigen Tag nicht verziehen, und da sie auch in unserer Zeit noch mächtig genug ist, um den seine Schwingen wieder kräftig regenden Absolutismus zu neuem Fluge zu stärken und nach ihrem Willen zu lenken — wie ja die Periode Studt genugsam bewiesen hat —, ist es wohl auch klar ersichtlich, warum und weshalb der große „Revolutionär“ Kant heute, über 100 Jahre nach seinem Tode, in der Hauptstadt seines Vaterlandes, in des Deutschen Reiches Kaiserstadt, noch kein eigentliches seiner Bedeutung würdiges Denkmal hat! „Nichts gelernt und nichts vergessen!“ — dieses alte Wort gilt eben auch von den treu verbündeten, allen auf Freiheit und Aufklärung gerichteten menschlichen Bestrebungen feindlich gesinnten Mächten.

Aber gerade deshalb war es wohl an der Zeit, den hohen Wert und die große Bedeutung eines Immanuel Kant für das deutsche Volk den Zeitgenossen wieder einmal ins Gedächtnis zu rufen, und es sei der Fürstin Bülow, die die Anregung dazu gab durch ihre Konstatierung der beschämenden Tatsache, daß „wir auch kein Kant-Denkmal in Berlin haben“, als ein Verdienst angerechnet; hat sie doch auch durch ihre Bemerkung den ersten Staatsmann des Reiches nächst dem Throne veranlaßt, dem deutschen Volke die tröstliche Versicherung zu geben: „Wir werden sicher ein Kant-Denkmal bekommen!“ . . .

Fürst von Bülow ist eben ein Mann von durchaus liberaler Gesinnung; — wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler, noch bevor diese gute altehrwürdige Münze abgeschafft wird. Die gute altehrwürdige Kantische Philosophie kann man allerdings nicht abschaffen; sie wird noch dauern und bestehen, selbst ohne „Denkmal“ ihres Begründers, wenn man Absolutismus und Orthodoxie längst zu den alten abgetragenen Sachen wird geworfen haben.

Carl Wilh. Marschner.

Notiz.

Vortrag betreffend! Diejenigen Abonnenten, welche vor dem 8. April ihre Karten für den Brandes-Vortrag bestellten, werden höflichst gebeten, ihre Bestellung zu wiederholen.

Die Redaktion.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feitl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 60. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.